97
1977
(1

Staatliche Bibliothek
Regensburg

97. 1977-1

B 659. a.

SBR 069026625522

Bunte Bilder

aus dem

Wanderleben.

Erster Theil.

Bunte Bilder

aus dem

Wanderleben.

Von

Hermann Scherer.

Erster Theil.

CENSUR-STEMPEL DER POLIZEIBEHÖRDE ZU MAGDEBURG

Stuttgart & Wildbad,

Verlag von Carl August Sonnewald.

1842.

04/1080

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Herrn

Dr. von Feuerlein,

K. württemb. Ober-Tribunalrath und Ritter des Ordens der württemb. Krone,

und

Herrn

H. E. Weber,

Fabrikant in Stuttgart,

mit dankbarer Verehrung gewidmet.

Vorwort.

Was in der Malerkunst die „bunten Bilder" sind, flüchtige Gebilde des Pinsels, getragener im Kolorit, als in der Zeichnung, keine Frucht der Studien, nur der schnelle Wurf einer glücklichen Laune, — nicht höheren Anspruch machen diese Blätter geltend.

Auf der Flucht des Reisens im Augenblick geboren, sind sie die Kinder der jeweiligen Stimmung ihres Verfassers. Heißt es zu viel gebeten, wenn man auf Nachsicht zählt? Der Grundton des Charakters wird doch alle Stimmungen durchklingen.

Ein Theil der „bunten Bilder" hatte sich bereits unter die besten belletristischen Zeitschriften Deutschlands zerstreut. Sie sind hier gesammelt und über die Hälfte mit noch ungedruckten Beiträgen vermehrt. Die Reisen fallen in die Jahre 1839—41. Manches, was damals im Entstehen war, hat die neueste Gegenwart zur Vollendung gebracht. Da ich kein Handbuch für Reisende schrieb,

habe ich ergänzende Berichtiguugen unterlassen. Wo Alles so rasch im Strom der Zeit verfliegt, hat auch die Vergangenheit ihre stabilen Rechte.

Wol nehme ich mit diesen Zeilen Abschied von der schöngeistigen Literatur. Der laute Markt des politischen Lebens, dem von nun an meine schriftstellerische Thätigkeit ausschließlich angehören wird, liegt zu abseits von dem traulichen Haine der Musen.

Stuttgart, Ende Juni 1842.

H. S.

I.

Die Musenstadt.

Es gibt eine Reihe häufig unscheinbarer Städte im deutschen Vaterland, an welche sich die Erinnerung, der Dank, die Liebe von Tausenden knüpft und deren Bild, auch wenn Natur und Kunst ihm keinen äussern Schmuck verliehen, von Unzähligen mit mehr Interesse betrachtet wird, als das reizendste Gebirgs- und Stromthal, als eine kuppelreiche, mit stolzen Thürmen fernhin prangende Residenz. Diese Städte sind die deutschen Universitäten, die Asyle des vom Lebensmarkte noch nicht umtosten Jugendgeistes, die stillen Pflanzschulen der Begeisterung für Wissenschaft, Kunst und Poesie, die trauten Zeugen der ersten Freundschaft und Liebe und manches Seelenbandes für die irdische Zeit und darüber.

„Mein Leipzig lob ich mir", läßt Göthe den Burschen „von altem Schrot und Korn" in Auerbachs Keller jubeln. Der Dichter lebte heitere Tage in der Musenstadt. Die bürgerliche Wohlhäbigkeit, die ruhige Sicherheit des Reichthums, die auferwachsenen Erinne-

rungen Frankfurts fand er in Leipzig wieder. Auch Schiller behagte sich später ausserordentlich wohl daselbst. In dem nahen Gohlis dichtete er seine Ode an die Freude. Seltne Fügungen des Himmels! Dasselbe schlichte Haus, wo der edle Geist die Menschenliebe in einem Kusse an Millionen dichtete, wurde vor Kurzem der Schauplatz einer gräßlichen Mordthat. Ebenso war Seume, „der europäische Fußgänger", hier, und Grabbe tobte seine poetischen Flegeljahre hier aus.

Am „großen Kuchengarten" ziehen sich zwischen Fliederhecken mannigfache Wege durch das ebne Feld, der eine hat noch jezt den Namen „Poetengang." Damals, als ihn jene Geister betraten, war er still und einsam, das Auge verlief sich auf der unbegränzten Fläche des Schlachtfeldes, und die Gedanken hatten Raum für die deutsche Freiheit, deren blutige Saat auf diesen Feldern gesäet wurde! Wie ist sie aufgegangen? Die gesegneten „Kohlgärten" weichen der Speculation des Handels, die Früchte des Feldes sind zu Häusern aufgewachsen. Wo der Dichter seine Phantasie entfesselte, seine Ideen aus Himmel und Erde las, da brütet jezt der Jünger Mercurs über die Chancen des Börsenspiels, da rechnet er die Agiotage, ärgerlich über das Sinken des Goldes, fröhlich, daß die Actien der Bank gestiegen, den Kurszettel fest an die Brust gedrückt. Die Dampfpressen des Herrn Brockhaus dampfen die Gelehrsamkeit der Ostermesse über die Gegend aus, und dazwischen fliegt die Locomotive brau=

send vorüber. Im Garten der Wirthschaft blasen sie ein Potpourri, daß die Nerven springen möchten.

Die materielle Handelsstadt macht sich geltend, das Emporium unsrer deutschen Industrie theilt zwischen Mercur und den Musen die Herrschaft, ja die Musen können nicht einmal fort, auch wenn sie wollten, ihre Priester haben ihnen einen schönen Tempel gebaut, „die deutsche Buchhändlerbörse."

Die Zahlwoche der Ostermesse, diese bösen Tage der Wechselarreste und Bankerutte, sind für den Unbetheiligten eine köstliche Unterhaltung. Auf den Straßen gibt es zu der Zeit nur zweierlei Menschen, Schuldner und Gläubiger, und was das Schlimmste ist, Schuldner, die zahlen müssen. Es ist eine wahre Parforcejagd durch die Stadt. Am Bahnhofe, an der Post, an den Thoren stehen die Passer, mit Luchsaugen spähend, ob nicht ein Wild der Rache des Manichäers entfliehe. Auf den Treppen des Rathhauses drängt sich die Menge nach den Schranken des Handelsgerichts, wo die schnelle Gerechtigkeit gesprochen wird. Advokaten und Notare stürzen in den Comptoirs ein ganzes Füllhorn von Wechsel-Protesten aus, mit wenig Federstrichen eine reiche Erndte haltend. Am „Naschmarkt", diesem Grèveplatz der Leipziger Revolution, der Bürgerblut getrunken, steht ein großes Eckhaus, zwar heitern Anstrichs, aber durch das Eisengitter das Grab der Freiheit. Da ruht diese Nacht Mancher auf dem Lederpolster bei einfacher Gefangenkost, der gestern

auf den Springfedern und an der Table d'hote im „Hotel de Baviere" schwelgte.

Doch ein Denkmal der Erinnerung, dir preiswürdige Zeit der „Stadtsoldaten und Häscher," und dir, du mit Wunden und Tod geweihte „Thorsperre!" Mir war es nicht mehr beschieden, die tausenderlei Schnurren und Schwänke zu genießen, womit man diese städtische Abgabe prellte, womit man die Diener der Gewalt höhnte, womit man die persönliche Freiheit und das Recht gegen den Mißbrauch des Herkommens vertheidigte. Mir war es nicht beschieden, im Kampfe zu streiten gegen die Willkür, noch dafür zu bluten, noch „Bursche raus" zum Widerstand zu rufen, noch dafür eingesperrt zu werden. Die schönen Tage von Aranjuez sind jezt vorbei, ein Fortschritt der Bildung, ein Rückschritt der burschikosen Romantik. Es war arg! Die innere Stadt wurde nach beliebiger Zeitbestimmung des Magistrats für den Abend und die Nacht in Belagerungsstand erklärt, die Thore geschlossen und nur gegen Erlegung eines Groschens die engste Pforte, wodurch je eben Einer passiren konnte, geöffnet. Pikets von Stadtsoldaten, eine burleske Miliz, hielten die Thore besezt. — Lärmend verlangt in später Nacht eine Studentenschaar Einlaß. Die Wache tritt ins Gewehr, hinter der Fronte steht der beutelustige Pedell, dies langweilige Fragezeichen der academischen Freiheit. Behutsam wird die Pforte geöffnet, doch kaum, daß sie in den eisernen Angeln wankt, preßt

die Ungeduld von aussen sie weit auf, und mit Jubel stürzt der Schwarm herein. Einer drängt auf den andern, gegenseitig schiebt man sich auf die Wache los, die in der Vertiefung des Thores Gewehr im Arme steht. Alle hat der Moment und die Gewohnheit der Jugend stillschweigend zu einem „Witz" vereinigt. Man muß Student gewesen seyn, um solchen Uebermuth begreifen zu können. „Meine Herren, Thorgeld, wer zahlt das Thorgeld?" schreit der Pförtner. „Der Lezte zahlt", ruft es von allen Stimmen, und wie der Teufel auf eine Seele lauert der unglückliche Mann auf den armen Sündenbock. Doch geht es ihm, wie dem dummen Teufel, er kriegt nichts. Einestheils, daß er oft den Unrechten, einen willigen, ehrbaren Bürger faßt, der wol für sich, aber nicht für Andere zahlt, kommt er anderntheils auf den besten Fall, daß er den Schuldigen packt, noch weniger zum Zweck. Bis dahin liegt die Schaar mit der Wache bereits im Handgemenge und der Verhaftete wird befreit. Der Kampf wogt lange hin und her. Für diese Zeit ist freier Eintritt, die Thüre steht offen, und der Einnehmer muß sich seiner Haut wehren. Die Scharmützel dauern bald kürzer, bald länger, je nachdem Hülfe früher oder später kommt. Der Student „reißt" dann nach allen Seiten aus, und, wer langsam oder ungeschickt ist, wird seinem Schicksal überlassen, eingefangen, ad Magnificum gebracht und einige Tage in carcerem gesandt. Dies war noch ein glücklicher Ausgang, öfters wurde

er tragisch, wenn die Häscher dazwischen kamen, die mittelst schwerer eiserner Springstöcke, welche sie gegen die Rebellen losließen, dieselben durch die heftigste Gewalt des Schlages oft auf der Stelle tödteten. Umgekehrt war auch für sie die Furcht groß, falls der Schlag nicht traf, durch die wüthende Menge am Stocke, der ihnen mit Lederriemen am Leibe festgebunden war, hergezogen und auf das Entsetzlichste mißhandelt zu werden.

Diese barbarischen Institutionen des Mittelalters sind seit 1830 Ueberlieferung geworden. Die Revolution, welche damals Sachsen reformirte, warf zugleich die Mißbräuche der städtischen Regierung, und mit ihr die anmaßendste Polizei über Haufen. Der Bürgermeister in Leipzig herrschte vordem mit einer absoluten Willkür innerhalb des städtischen Bezirks, wie nicht der König in seinem Lande. Es fand ein Nepotismus der Familien Statt, welcher jedem Verdienste zum Voraus feindselig war. Das Maaß des Unrechts war übervoll, als die Julitage aller Orten in Deutschland die Unzufriedenheit zu einem Ausbruch des Handelns fortrißen. In Leipzig wurde der Rath zum größten Theil auseinandergesprengt, die Wohnungen der verhaßtesten Mitglieder vom gereizten Volke zerstört, die Diener der Gewalt entwaffnet und unter Hülfe der dem ganzen Königreich gegebenen Repräsentativ-Verfassung das städtische Regiment zeitgemäß reorganisirt. Die Stärke des Hasses gegen Alles, was Polizei heißt, zeigt

sich noch bis heute. Denn obgleich dies nothwendige Uebel möglichst gemildert, ja ihm sogar das Tragen eines Seitengewehrs verboten wurde, überhaupt sein ganzes Auftreten ausserordentlich vorsichtig ist, so gibt es noch viele Bürger, die beim Anblick einer grauen Uniform in wahre Wuth gerathen. — Durch die „Kommunalgarde“ erhielt Sachsen in allen Städten eine allgemeine Bürgerbewaffnung. Vielen Anklang fand diese Einrichtung in Leipzig, wo sie indeß durch militärische Eitelkeit in einen kostspieligen Zeitverderb überging. Es entstanden Spaltungen, academische Legion, Schützen und Jäger, die sich nicht allein in der Uniform unterschieden, sondern auch den guten Zweck, eine Ausgleichung der niedern und höhern Stände, vereitelten. Bei Gelegenheit eines Privatstreites, ob eine alte oder neue Wache zu beziehen sey, kam es sogar zum Blutvergießen, das Militär mußte einschreiten, und durch zweimalige Salven verloren mehre Leute das Leben. Die widerspenstige Compagnie wurde aufgelöst, und bleibt es für alle Zeiten. Jezt in den Zeiten der Ruhe wird die Bürgerpflicht Vielen zur Last, in Leipzig zumal, wo alle Abend um sechs Uhr Mannschaft auf die Wache zieht und die Nacht bewacht. Die ganze Beschwerde geschieht recht ohne Noth, denn die Sicherheit liegt wahrlich ausser ihrer Schuld. Ein altes Herkommen ertheilt der Stadt das Privilegium, keine Soldaten in Friedenszeiten innerhalb ihrer Mauern dulden

zu müssen. Daher ist die Garnison ausserhalb der Thore in den Vorstädten kasernirt.

Man sieht, die Stadt hat ein reich bewegtes Leben, und die stille Pflege der Wissenschaft umbraust der tägliche Lärmen des Handels und Verkehrs. Doch gedeiht sie wohl; gerade durch die häufigen Berührungen mit der Aussenwelt bekommt sie praktischen Werth. Die Universität, der erste Zufluchtsort für die Freiheit des Denkens der verfolgten Hussiten, hat bis heute diesen schönen Ruhm behauptet, Freisinnigkeit und Humanität zeichneten sie immer aus. Ein wechselseitiger Umgang der Stände nimmt die Ecken der Einseitigkeit in der Gesellschaft weg. Beamte, Professoren, Kaufleute, Offiziere, die hier eigenthümlichen sozialen Elemente lösen sich so wohlthätig in einander auf, daß eine Harmonie zu Stande kommt, wie man sie anderswo selten antrifft. Gewiß, in einer edlen Begeisterung für die fortschreitende Kultur des menschlichen Geistes in allen Zweigen des Wissens und der Kunst, im bethätigenden Beifall für vaterländische Interessen, in der feurigen Auffassung und Durchführung zeit- und zweckmäßiger Unternehmungen, in der dankbaren Anerkennung des persönlichen Verdienstes, gebührt Leipzig vor den meisten Städten, wenigstens des nördlichen Deutschlands, ein unbedingter Vorzug. Nicht nur für städtische und vaterländisch-sächsische, sondern auch vaterländisch-deutsche Interessen spricht sich ein liberaler Gemeingeist, eine constitutionelle Gesinnung aus, wovon die lezten zehn

Jahre die deutlichste Gewähr gaben. Wenn es galt, das Unglück einer Provinz, einer Stadt, einer Familie, eines Privatmanns durch Gaben der Mildthätigkeit zu lindern, welcher Ort wies reichlichere Summen auf, wenn es galt, eine industrielle Unternehmung ins Leben zu rufen, wo waren die Theilnehmer zahlreicher, wenn es galt, sieben deutschen Männern, die der Heiligkeit ihres Eides, der Unbeflecktheit ihres Gewissens schwere Opfer brachten, durch Wort und That Beistimmung zu geben, wo fiel sie lauter, wo gewichtiger aus, — als in Leipzig? Hier war der Gelehrte nicht Gelehrter, der Kaufmann nicht Kaufmann, der Beamte nicht Beamte, der Handwerker nicht Handwerker, hier war ein Jeder Mensch, Bürger, Patriot. —

Es ist wahr, jene trauliche Stille, ich möchte sagen, poetische Unschuld der kleinen Universitätsstädte kann Leipzig nach seiner Bestimmung unmöglich haben. Dennoch verliert ein dichterischer Genius, wie wir sahen, darum seine Productionskraft nicht. Ueberhaupt will das Zeitbedürfniß, daß der junge Mann die academischen Jahre in einer größern Stadt zubringe. Kenntniß der Welt und der Menschen sind bei der Vervielfältigung des wechselseitigen Umgangs in jeder Lage des Lebens unentbehrlicher, als je. Die Wissenschaft bedarf schon früh der Vermittlung auf die Aussenwelt, und immer wahrer wird, was Faust sagt:

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum.

Uns Deutschen fehlt so sehr die Gabe der Mittheilung dessen, was wir Vieles lernten. Dazu ist Uebung nöthig, nicht allein der Umtausch der Ideen in schwarzen Buchstaben, auch im lebendigen Worte der Rede, politische und sociale Oeffentlichkeit. Wir sind weniger verlegen, was, als wie wir Etwas sagen. Die Jugend ist die Zeit der Empfänglichkeit, der Saamen kommt von Aussen, die Pflege von Innen. Bei keinem Volke ist das Wort „unpraktisch" so häufig ein Fehler, als bei uns gescheidten Deutschen. Ich gebe auf Einwürfe gern zu, daß ein großes Talent, geschweige Genie, jede Mißgunst des verkehrten Systems von Erziehung und den Druck der Vorurtheile mit Erfolg zu Grunde richtet, soll darum aber der Sieg von Wenigen den Untergang Vieler rechtfertigen? Neben der Ausbildung oder mehr neben der Erleichterung der Ausbildung jugendlicher Geisteskräfte, nicht zu übergehen ist die formale Seite der Gesellschaft. Das Zusammenleben verlangt zur Dauer und zum Genuß Gesetze der äusserlichen Erscheinung, der Sitte, des Anstandes. Sie werden, je mehr sich die Bildung des Umgangs verbreitet, unerläßlich. Indem sich die Stände nähern, müssen sich auch die Sitten ausgleichen, worin sie sich seither unterschieden. Und schon die Kinderstube muß wirken, denn das Fleisch ist oft widerstrebend, wenn der Geist willig. Oft zerstören den besten Boden die rohen Studentenjahre. Manche Musensöhne haben noch die tolle Einbildung,

man könne nun einmal kein „flotter Studio“ seyn ohne Grobheit, Schmutz und zerrissenen Rock. Derartigen Besuch hatten wir hie und da von Halle her, in der Lebensart ein wahres Sparta gegen unser Athen. Die Burschen verweichlichten, wie die Karthager in Kapua. Sie wunderten sich, wie man sich von den Freuden der Kneipe trennen könne, um „im Schnipel“, d. h. Frack, in Gesellschaft oder ins Theater und Concert zu gehen. Doch räumten wir ihnen das Feld darum nicht, wir hielten unsre Sinne nüchtern, nicht weil wir weniger tranken, sondern mehr vertrugen, geleiteten die Seligen nach Haus, um uns am andern Morgen vielleicht „auf der Mensur“ zu begrüßen. Dies herrliche Leben hatte nur den einen Fehler der Kostspieligkeit; die Leichtigkeit des Credits machte das Borgen viel liebenswürdiger als das Zahlen, und so nahm die Insolvenz mit Schrecken überhand. „Das Examen“, dies Trostwort besänftigte die Manichäer, denn das „bestandene“ Examen war die Bombe, welche man in den Geldbeutel der lieben Eltern losbrannte. Ein eignes Mittel, in Leipzig seine Schulden zu bezahlen, ist eine Liebschaft, aus alter Ueberlieferung bekannt, und mit den Eigenschaften der schwesterlichen Universitäten in den erbaulichen Vers gereimt:

Wer von Jena kommt mit gesundem Leib
Und von Halle ungeschlagen,
Und von Leipzig ohne Weib,
Hat von groß' Glück zu sagen.

Es waren mir bange Tage, an welchen ich von dem Orte Abschied nahm, wo die besten Freuden meiner Jugend wurzeln. Schöne Stadt, lebe wohl; sollte ich von deinen Erinnerungen schreiben, ich wüßte des Anfangs so wenig als des Endes; — reich strömt der Quell und es schmerzt das Bekenntniß von Illusionen, wenn sie verschwunden.

Das Ventil der Locomotive schrillt markdurchbohrend, die Esse hustet, die Conducteure rufen „aufgesessen", und mitten durch die dampfenden Werkstätten des Bahnhofs fliegt der Zug zitternd und bebend auf den Eisenschienen, über Flüsse, durch Berge und Thäler, eine dämonische Fahrt! Kaum drei Stunden vorüber, doch dreißig Stunden entfernt! Die Sonne schaut mit den lezten Strahlen in den Spiegel der Elbe, — wir sind in Dresden.

Siehe auch Tieck's Werke

II.

Ein Abend bei Tieck.

In der Ecke, wo sich von der Kreuzkirche her eine schmale Gasse in den Altmarkt mündet, steht ein vierstockiges Gebäude, dessen schwere Steinmasse und verblichene Farbe an die Jugend vergangener Jahrhunderte erinnert. Wenn vom nahen Thurme die sechste Stunde tönt, und ein Gast des gegenüberliegenden Caffeehauses von Baldini zufällig das Fenster öffnet, so wird ihm das Auffahren glänzender Equipagen, das feierliche Anrücken demüthiger Fußgänger ohne Zweifel auffallen. Eine matte Erleuchtung schimmert aus dem ersten Stock herüber, und ist sein Auge scharf, entdeckt er wohl durch die doppelten Fenster hin- und herschwebende Figuren.

„Kellner!"

„Sie befehlen?"

„Wer wohnt da drüben in dem erleuchteten Hause?"

„Hofrath Tieck!"

„Was, Ludwig Tieck?"

„Zu dienen, mein Herr."

Und der Gast trinkt die Neige seines Caffees aus, vergißt die Bezahlung, nimmt den Hut, geht nach Haus, und besinnt sich, mit Hülfe seines „Manuals of Travellers“ und eines Hefts des „Quaterley Review“, was denn Herr Ludwig Tieck geschrieben, welchen zu besuchen man schon in Altengland ihm gerathen. Glücklich hat der Tourist den langen Artikel bezwungen, und es ist ihm, als habe er seit Jahren nur Tieck'sche Novellen gelesen. Noch keinen Abend seiner deutschen Reisen war er solider beschäftigt gewesen. Schon der frühe Morgen sieht ihn wach, seinen Vorsatz gereift. Er zieht eine fein gestochene Karte hervor, sezt seinem Namen die Adresse „aus London“ unter, und sendet sie an einen der Allerweltsleute, wie sie zum Frommen verlassener Reisenden in jeder größern Stadt, zumal in Dresden, früher noch mehr als jezt, bestehen. Der Auftrag, sie dem gefeierten Dichter zu überschicken, und die Bitte, seiner hohen Gönnerschaft den Genuß der heutigen Vorlesung zu verschaffen, sind der Inhalt eines begleitenden, verbindlichen Schreibens.

Wer ist froher, als dieser „literarische Lohnbediente“, zum Abend, ausser den sechs angemeldeten Nationen, auch noch die siebente bei seinem „guten Freunde Tieck“ einzuführen. Nicht laut genug kann er bei Tisch seinen europäischen Namen beklagen, welcher ihm die Bewohner aller Länder unrettbar auf den Hals bringt; „ja, denken Sie sich“, ruft er aus, „und mit Jedem in der Muttersprache reden, in einer Stunde vier-,

fünfmal die Mundart wechseln, es ist rein zum Verzweifeln; Himmel, da fällt mir der isländische Graf ein, welcher sich durch mich Tieck vorstellen lassen will; gewiß holt er die Zusage persönlich bei mir ab, und da darf ich doch nicht fehlen, entschuldigen Sie mein Gehen, aber er ist der erste seines Volkes, ein Graf, noch dazu ein isländischer, Addio."

Und es schlägt sechs Uhr; schaarenweise rücken die ästhetischen Pilger gegen die Wohnung des Dichters. Hören wir, wie sie sich dazu vorbereiten.

„Aber, Liebe, warum sind Sie ganz schwarz gekleidet?"

„Wissen Sie nicht, daß er heute den Othello liest?"

„Was Sie sagen, den Othello von Rossini?"

„Nein, aber einen ähnlichen."

„Wie göttlich war nicht die Desdemona."

„Denken Sie nur, der Lieutenant hat dem Marquis die Sängerin abgetreten."

„Abgetreten?"

„Still, es kommen Leute nach, wir sind da, Eugenie, ziehen Sie die Glocke." —

„Aber, Herr, das können Sie nicht läugnen, daß er der Schöpfer der romantischen Schule ist, daß er unsre Literatur frei machte von den Ketten griechischer Mythologie, daß er den Olymp und seine Götter, Göttinnen und Helden, mit mehr als Titanenkraft zusammenstürzte?"

„Ja, er zerbrach die Form und trieb die lebendige

Seele hinaus, schuf eine neue Form, und sperrte ein todtes Gespenst hinein. Gehen Sie mir mit Tieck, seine Werke haben das Aussehen von Treibhauspflanzen."

„Herr, Sie bringen mich auf."

„Nicht doch, lassen Sie mir meine Ansicht, ich die Ihrige Ihnen. Wir sind zur Stelle. Wir besuchen den Menschen im Dichter." —

„Denken Sie nur, Frau geheime Räthin, ich bin heute um das Mittagsschläfchen gekommen, wenn das Unglück geschieht, gehe ich Abends regelmäßig in die Tieck'sche Vorlesung."

„Ja, das machen Sie recht, seit mich der zweite Theil des Faust beschäftigt, fühle ich eine merkliche Abnahme des Denkvermögens."

„Gewiß, nichts ist lehrreicher, als etwas zu lesen, was man nicht versteht."

„Freilich, ich lasse mir das Gefühl in die Fingerspitzen fahren, und streiche damit über die Buchstaben weg, es ist eine köstliche Empfindung, wenn es dann so zu Herzen fährt."

„Ach, die neue electrisch-magnetisirende Lesmethode!" —

„Ich bin neugierig, Heinrich, wie uns der alte Romantiker aufnehmen wird, so viel ist gewiß, seine lezte Novelle hat unserer jungen Literatür arg mitspielen sollen."

„Ja, eine unbedeutende Leistung, mit deren Widerlegung ich mich ungern befaßte, lieber hätte ich den

altersschwachen Mann geschont, wenn ich gedurft. Es ist lächerlich, wie er, oder richtiger seine Kamarilla sich plagt, ihn auf den, durch Göthe's Tod erledigten Thron unserer Nationalliteratur zu schieben."

„Ich glaube, er affectirt eine vornehme Unbekanntschaft unserer Namen, das ist eine aristokratische Albernheit."

„Immerhin, ein Kapitel in meinen Weltfahrten gibt dieser Abend." —

„Es wird wol eine sehr gemischte Gesellschaft sein, werther Herr? Zur Ausfüllung des Tages mag ich wol einige Belletristik leiden, aber die Person der Schöngeister ist in der Regel aus der niederen Populace."

„Sein Sie unbesorgt, Herr Graf, Sie werden Ihresgleichen finden."

„Recht gut, aber verdammt langweilig."

„Allein der gute Ton?"

„Ja, der gute Ton, allons mon ami." —

„Also, meine gnädigen, hochgebornen Herren, lassen Sie mich noch einmal die Namen Ihres werthen Vaterlandes vereint durchgehen. Sie, aus London; Sie, aus Paris; Sie, aus Astrachan; Sie, von den kanarischen Inseln; Sie, aus Neapel; Sie, aus New-York; Sie, aus Island, dem fabelhaften Thule. Herrlich, ganz charmant, so seltene Gäste habe ich lange nicht bei unserem edeln Freunde eingeführt. Meine Herren, wie ich höre, sprechen Sie nicht Alle das

Deutsche, nun, das kommt hier öfter vor, und thut gar nichts zur Sache. Im Vertrauen, es ist der einzige Unterschied zwischen mir und dem lieben Tieck, daß dieser nicht so viel sprechen kann, als ich, und die eigene Laune hat, in seinem Hause nur die deutsche Sprache, ja leider nur die deutsche, zu reden. Sein Sie aber darüber ganz unbesorgt, es ist genug, solche Merkwürdigkeiten zu sehen; wenn die Vorlesung geendet ist, stehen Sie nur mit dem Rufe auf: schön, herrlich, göttlich! ob Sie sie verstanden haben oder nicht, bleibt sich am Ende ganz gleich. Kommen Sie, legen Sie Mäntel und Ueberschuhe ab, hier hinein, mir gefolgt."

Der schmale Vorsaal, welcher als Garderobe dient, führt unmittelbar zur Thüre des Gesellschaftszimmers. Wir fassen seine Gestaltung in's Auge, ehe wir auf die Personen und die Handlung übergehen. Die Form ist ein ziemlich gleiches Viereck, und läßt durch drei Fenster die Aussicht auf den Altmarkt offen. Kein bestimmter Charakter spricht sich in dem Gemache vorherrschend aus, denn es theilt sich gleich in die Eigenschaften eines Studier-, zum Hausbedarf, wie zum Salon berufenen Zimmers. Auch die Beschäftigung des Bewohners ließe sich nur schwer daraus errathen; so weit man von solchen Aeusserlichkeiten trüglich schließen darf, möchte man es für das Privatkabinet eines Kunsthändlers halten. Auffallend ist die Ueberladung von Möbeln aller Art; den wenigen Raum,

welchen sie dem Anblick der Wände gönnen, haben Gemälde und Kupferstiche fast gänzlich weggenommen. Zwei hohe Bücherschränke enthalten eine auserlesene Bibliothek der fremden und einheimischen Literatur. Von ihren hohen Simsen sehen die Büsten der Heroen deutscher Dichtung, und unter ihnen auch der Bildhauer Tieck in Berlin, Bruder des Dichters, ernst hernieder. Doch unter allen Kunstgebildeten ist der colossale Kopf Ludwig Tieck's selbst, von David, dem Pariser Künstler, in kararischem Marmor gehauen, vom höchsten Werthe. Ich kenne keine andere Büste, dagegen zwei gelungene Portraits von Tieck, das eine, welches Hr. Vogel von Vogelstein, das andere, welches Hr. Stieler, Professor in München, gemalt hat. Wenn wir auch aller Vergleichung zwischen Malerei und Bildnerei entsagen müssen, so war doch der Eindruck des plastischen Werkes auf mich ein weit größerer, als der der Gemälde. Um so schwieriger es dem Bildhauer wird, aus einer todten Masse, die des Reichthums der Farben, der Wirkung des Lichtes und Helldunkels entbehrt, ein geist- und lebensvolles Bild zu schaffen, um so vollkommener kann ihm nur die Lösung dieser Schwierigkeit gelingen, wenn die Zeichnung fehlerfrei, die Ausführung entsprechend war, und künstlerische Auffassung seinen Meißel leitete. Große Männer wenigstens, deren Leben das Resultat einer consequenten Geisteseinrichtung war, welche einen hervorstechenden Character besaßen, können der Nachwelt um so besser

durch die Bildhauer-, als die Malerkunst personificirt werden, als leztere wol im Einzelnen treffender, aber nicht psychologischer darstellen kann. Wer sich in der Jugend malen ließ, wird sich schwer im Alter erkennen, wen aber ein großer Bildner verewigte, wird die Anerkennung aller Geschlechter genießen. Es ist nicht der Ort hier, über diese Unbeschränktheit der Plastik zu sprechen, es läßt sich leicht zugeben, daß ihr Umfang und Eindruck im Allgemeinen den der Malerei nicht erreicht, und dieser Streifzug möge darin seine Entschuldigung finden, daß bei gewissenhafter Aufzählung des Zimmerschmucks solches Kleinod nicht stillschweigend übergangen werden durfte. Zwei Astrallampen, welche auf dem Theetisch stehen, geben, nebst einigen in den entferntern Theilen des Zimmers aufgestellten Wachslichtern, jenes Halbdunkel, das gewissen Zwecken vortheilhafter ist, als die glänzendste Beleuchtung. Ein breiter schön gewirkter Teppich bedeckt weit über die halbe Fläche des gebohnten Fußbodens. Hier, in der Mitte desselben empfängt Ludwig Tieck die täglichen Gäste seines Salons. Betrachten wir ihn dabei näher, vergleichen wir, ob die Persönlichkeit dem Bilde des Schriftstellers entspricht. Soll man sein Aussehen, seine Kleidung schildern? Warum nicht? hier, wo wir ihn im Hause besuchen, wo uns auch die äussere Erscheinung beschäftigt, finden wir uns gleich verpflichtet, wie berechtigt dazu.

Nicht lange, bevor ich den ersten Besuch bei

Tieck machte, lernte ich eine ältliche Frau kennen, deren Jugend der Umgang mancher berühmten Männer verschönert hatte. Stundenlang konnte ich der schwärmerischen Begeisterung dieser interessanten Frau zuhören, womit sie die Schicksale ihres Lebens erzählte, und mehr als einmal, wenn die gute Lebensart Entfernung gebot, rief sie: „o bleiben Sie, wollen Sie von Ludwig Tieck nichts hören?“ Und nun begann sie mit einer Lebendigkeit der Erinnerungskraft, mit sichtbar innerer Erschütterung von der Zeit zu sprechen, welche sie unbewußt gar oft die schönste ihrer langen Laufbahn nannte; und wenn sie bei den früheren Personen nicht ungern ihre Schwachheiten aufdeckte, erinnere ich mich nie, eine ähnliche Treue des Gedächtnisses hierin für Ludwig Tieck, den sie liebte, bemerkt zu haben. „Was rede ich von den Gaben seines Geistes“, sprach sie, „wodurch er sich unvergängliche Denkmale errichtet, auch die Natur gab dieser schönen Seele eine schöne Hülle. Wo er hinkam, wurde er Gegenstand der Bewunderung, der Gang war kühn, die Haltung edel, die Blicke seines Auges durften nicht lange um Antwort fragen, und seine ganze Gesichtsbildung gehörte zu den ansprechendsten, welchen man begegnen konnte. Freilich, sagte man mir längst, dieß sei vorüber; ja, ja, der Sturm der Jahre ist auch über mich nicht unberührt hinweggegangen, und die Götter geben dem Menschen keine unvergängliche Jugend. Ich mag ihn nicht wiedersehen; ich weiß,

es kann nicht anders sein, warum soll ich den Glanz eines lieben Bildes mit Absicht trüben? Gehen Sie zu ihm, dann kommen Sie und erzählen."

Und ich ging, und ich fand — eine schöne Ruine. Entsetzlichstes aller Leiden, abscheuliche Gicht, welche Macht ist dir gegeben über den menschlichen Körper. In welch kleine, ausgerenkte, schiefe, viereckige Figur hast du den Mann verwandelt, dessen Jugend sich der herrlichsten Gestaltung erfreute, wie hinabgedrückt hast du das stolze Haupt, welches vormals hohe Gedanken zum Himmel emporrichteten! Doch ist der Kopf gesenkt, der Ausdruck ging nicht verloren, es blieb das geistreiche Oval, die hohe, sinnige Stirne, der Glanz des Auges, das sardonische Lächeln des Mundes, der eigenthümliche Schnitt des Gesichtes, welche mich die aufrichtige Schilderung meiner Freundin erkennen ließen. Ich glaube, seit Langem ist Tieck nimmer in die Verlegenheit gekommen, auf Jemanden herabzusehen, es müßten denn Kinder seyn, so zusammengeschoben ist der Bau seines Körpers. Darum ist es schwierig, stehend einen Blick von ihm zu erhalten, doppelt schwierig, da es in solchem Alter nicht leicht eine ähnliche Beweglichkeit und Unstetigkeit des Auges geben wird. In der Kleidung zeigt er zeit- und zweckgemäße Eleganz; ein brauner Frack, bisweilen mit dem baierischen Orden decorirt, ist der gewöhnliche Anzug; sonstige männliche Leidenschaften, wie des Schnupfens und Rauchens, sind ihm, so viel ich weiß, fremd und zuwider.

zum Empfang. Die literarische Kamarilla des Hauses ist versammelt, es treten die seltnern Gäste und Fremden ein. So eben hat Tieck die blassen Fräuleins ironisch abgelächelt, sie der Liebenswürdigkeit seiner beiden Töchter überliefert und reicht mit einnehmender Freundlichkeit den Herren, welche so verschieden über seinen Werth denken, die Hand. Zufrieden treten sie der nächsten Gruppe zu, deren Gespräch durch einen Schwall lauter Frauenstimmen unterbrochen wird, welche den armen Dichter zu ersticken drohen. Mit himmlischer Geduld hat er diese Proben ertragen, jeder etwas Verbindliches zugelispelt und galant ihnen das Vergnügen ausgedrückt, des Besuchs weiblicher Talente gewürdigt zu werden, als ihm das junge Deutschland vorgestellt wird. Man glaube nicht, daß er eine Bekanntschaft ihrer Namen verräth; eine kurze Begrüßung läßt sie den Folgenden Platz machen. Am kürzesten wird der mediatisirte Reichsgraf abgefertigt, der zu seinem Vortheil die Rolle der stummen Person übernimmt und die bürgerliche Atmosphäre ärgerlich hinunterschluckt. Schon glaubt sich der Dichter befreit, als die lebendige Länderkarte, aufgerollt von dem Unentbehrlichen, ihn siebenfach umschließt. „Verehrtester Freund, ich habe die Ehre, Ihnen diese Herren zu präsentiren", und nun wird Name, Titel und Land mit einer diplomatischen Gewissenhaftigkeit bis zum Isländer hinab, dessen Nennung allgemeine Aufmerksamkeit erweckt, hergesagt. Wer

etwas deutsch kann, spricht einige Worte von dem weitverbreiteten Ruhme des Dichters; wer nichts kann, macht schweigend seine Verbeugung, und endlich ist die Cour vorüber. Tieck zieht sich in eine Ecke des Sofa's, in die Nähe älterer Freunde zurück, der Thee wird herumgegeben, die zahlreiche Gesellschaft wogt in dem engen Raum hin und her, gegenseitige Vorstellung beginnt, man wechselt einige flüsternde Worte, beschäftigt sich mit Musterung der Gemälde und Büsten, und wer bis dahin nicht die Geduld verloren hat, wird aufgefordert, Platz zu nehmen, weil die Vorlesung beginne.

In doppelten Reihen läuft von den beiden Enden des Sofa's ein Halbkreis von Stühlen durch die Mitte des Zimmers, an dessen Ende ein kleiner Tisch mit Lesepult und zwei Lichtern, nebst bequemem Lehnstuhl, gestellt wird. Endlich sitzt die Gesellschaft fest, der Dichter hat sich nach langen Vorbereitungen auf seinem Throne niedergelassen, tiefes Schweigen herrscht und die Vorlesung beginnt.

Auf der Wahl des Stückes beruht der Grad des Genusses, wenigstens für die, welche bessere Absichten, als Eitelkeit, Neugierde, Furcht vor Versündigung gegen den guten Ton, herbeiführten. Ich habe mit Absicht einige Individualitäten gezeichnet, welche der Zirkel bei Tieck fast täglich, in ähnlichen Gegensätzen, vereinigt. Es herrscht eine wahre Sucht, einmal denselben zu besuchen, und ich mag keinem Fremden, der auf die moderne Salons-

bildung Anspruch haben will, — und wer will dieß jezt nicht? — rathen, bei Schilderung der interessantesten Partien seiner Reisen, eine Tieck'sche Vorlesung zu übergehen, wenn ihn sein Weg über Dresden geführt hat. Es ist eine kleine Völkerwanderung, welche besonders von Norden her, jährlich diese Stadt überflutet, und ich wette, bei der Hälfte, wenn sie ein Reisejournal hält, die berühmte Vorlesung aufgezeichnet zu lesen. Es sind Leute bei Tieck gewesen von hoher Geburt, welche nur seinen Namen wußten, ohne die entfernteste Idee von seiner Beschäftigung, von seinen Werken zu haben. Der Einheimischen Interesse ist keines, oder nur geringes; kaum daß man zwei oder drei der Literaten in seinem Hause sieht.

Wie gesagt, er gehört zu den Merkwürdigkeiten Dresdens, die man so schnell als möglich zu sehen sich beeilt. Und einer Gesellschaft, die oft theilweise gar nicht unsere Sprache kennt, wirft er die Meisterstücke unserer und fremder Nationen vor. Wenn ich nicht wüßte, daß Tieck, der den ganzen Tag über zu Hause bleibt, das laute Lesen als eine Beförderung des Verdauens triebe, ich begriffe nimmer, wie er im Stande wäre, Abend für Abend vor jedem beliebigen Auditorium sich hören zu lassen. Die Gewohnheit und die Anwesenheit doch einiger Würdigen macht ihn für den Rest der Uebrigen, auch der vornehmsten Gesellschaft ziemlich gleichgültig. Er vermeidet gern ein Gespräch, welches ihn zum Mittelpunkt macht, und ist mit seinem Urtheile so lange

zurückhaltend, bis ihm ein Ebenbürtiger gegenübertritt. So leutselig und von ächter Bildung sein geselliger Umgang ist, so aristokratisch und reaktionär ist seine literarische Stellung. Doch lassen wir dieß jezt bei Seite, und berichten lieber über sein anerkanntes Talent als Vorleser.

Göthe, Calderon, Lopez de Vega, hauptsächlich Shakespeare gewähren meist den Gegenstand der Lektüre; hie und da eine eigene Novelle, oder, wiewol selten, eins der neuen Dramen, wenn deren Verfasser gleiches poetisches Glaubensbekenntniß mit ihm besizt und seine persönliche Neigung genießt. Ist es nöthig, so geht der Vorlesung eine kurze Einleitung voraus, dann folgt das Aufzählen der Personen, welche er im Laufe des Stücks nie wiederum nennt, weßhalb, besonders bei Shakespear's Dramen, wo viele Personen beschäftigt sind, zum Verstehen die Kenntniß derselben unumgänglich Noth thut. Zwischen jedem Akte nur wenige Minuten Pause, so daß die Zeit zwar gekürzt, aber die unermüdlichste Aufmerksamkeit verlangt wird. Daß bei einem Dichter von Tiecks Bedeutung vollkommenes Verständniß eines poetischen Werkes vorauszusetzen ist, mag Niemand bestreiten; wie aber bringt er es zur äussern Erscheinung, wie verbindet und unterscheidet er als Einzelner die verschiedenen Rollen eines ganzen dramatischen Stücks? Ich sagte schon, daß er im Verlauf des Vorlesens nie die Namen der auftretenden Personen wiederholt, daß er alle

Unterscheidung auf den Ton der Stimme gründet. Beschäftigt das Drama wenig Handelnde, oder ist die Lektion eine prosaische Erzählung, so wird aufmerksamen Zuhörern der Gang der Begebenheiten gewiß klar werden, sind aber der Mitspielenden so viele, daß man selbst bei eigenem Lesen nicht oft genug das Verzeichniß nachschlagen kann, und findet ein häufiges Durcheinandersprechen derselben Statt, so wird es schwer sein, ein getreues Bild von dem Stücke zu empfangen, wenn man es früher nicht schon in seinen Umrissen kannte. Am deutlichsten beweist sich dies bei den Shakespeare'schen Werken. Man mag sie mit jeder Anstrengung des Geistes und Herzens lesen, mag sie auf der Bühne von gediegenen Schauspielern haben spielen sehen, man wird sie doch erst nach einer Tieck'schen Vorlesung in ihrem umfassenden Werthe beurtheilen und empfinden können. Wie glücklich der große Britte produzirte, so glücklich reproduzirt ihn Ludwig Tieck; die Strahlen jener Sonne, die er, zur Erkenntniß des Menschengeschlechts ins Leben rief, reflectiren ein untrügliches Bild aus dem Spiegel, welchen ihnen Tieck entgegen hält. Was wir in den Leistungen eines Devrient, Fleck, Anschütz, Löwe, Döring bewunderten, was uns so oft das Geständniß entlockte, die Ahnung der Wahrheit zur erkennbaren Erscheinung gelangt zu wissen, dieß überzeugende Gewicht menschlicher Selbsterkenntniß, in Tieck finden wir es wieder in seiner höchsten Potenz, in der Darstellung des Ganzen, nicht wie bei

jenen in der Darstellung eines Theiles. Durch diese lernt man den Menschen, durch ihn die Menschen kennen. Denn wo in der Welt wäre die Bühne, welche jede Rolle mit gleichen Riesenkräften besetzen könnte? Ich gebe zu, daß durch die Darstellung auf dem Theater unsere Sinne gereizt und die Theilnahme, besonders des geistlosen Publikums geweckt und gesteigert wird, gestatten wir aber den Dichtern einen höheren Zweck als den der Unterhaltung und Zerstreuung, so wird uns der Inhalt ihrer Werke von so großer Wichtigkeit für das ganze Leben erscheinen, daß wir die äussern Formen, worin sie uns gegeben werden, nur als ein Mittel betrachten, wodurch wir als sinnliche Menschen angezogen und zum ernsten Streben nach irdischer Vollkommenheit angereizt werden sollen.

Ich habe Tieck mehrmal Shakespeare lesen hören, und wenn man mit vorrückenden Jahren sich nicht über Vieles zu wundern aufhörte, so würde ich meine Entrüstung nicht unterdrücken, Leute beiderlei Geschlechts von Rang und Stellung im bürgerlichen Leben, der tödtlichsten Langeweile überliefert, von dem zudringlichsten Traumgott geneckt, ja demselben unverholen ergeben gesehen zu haben. Ich erinnere mich noch einer fatalen Szene, da einer, unserer Sprache gar nicht mächtiger Fremder, den die tyrannische Mode hergezogen hatte, verzeihlicher Weise dem Schlafe in die Arme sank, und durch laute Töne die Behaglichkeit seines Zustandes verkündete. Tieck, welchen das Geräusch

eines fallenden Schnupftuches unterbricht, ließ entsezt das Buch sinken, die ganze Versammlung heuchelte eine ästhetische Entrüstung über diesen Mangel an Lebensart, nicht auf anständige Weise seine Langeweile zu ertragen, und der kühne Fremdling bröckelte in allen Sprachen der Erde eine verworrene Entschuldigung heraus. Es gibt viel Trug und Lug in der Welt, aber keinen, den man unverholener übt, als Kunstkennerschaft und Kunstliebhaberei. Man will eher für einen gewissens- als für einen geschmacklosen, unästhetischen Menschen gelten. Die lezte Sorte treibt sich aber im Tieck'schen Salon zalreich umher, und nirgends sind die berüchtigten ästhetischen Damen wenigstens unausstehlicher, als in Dresden.

Zum Schluß noch einige Worte über die Vorlesung des Egmont, welche ich zulezt hörte. Ganz herrlich gibt Tieck gleich den Anfang, mit den Volksszenen. Hier trifft er die rohe Naivität, den kernigen Wiz, die spießbürgerliche Beschränktheit so getreu und täuschend, daß man, bei geschlossenen Augen, mitten unter Volkshaufen zu stehen meint. Sein Organ ist ausserordentlich biegsam, das Umschlagen der Stimme gelingt ihm überraschend schnell, und er trifft den Ton, womit er die Rolle spricht, wenn die Rede auch noch so oft unterbrochen wird, in der Folge gleich richtig, als zu Anfang. Vorzüglich spricht er den Alba und Wilhelm von Oranien, weniger befriedigt Egmont, am wenigsten Klärchen. Die wonnigen Liebesszenen gehen am Ge-

fühl spurlos vorüber. Für die Innigkeit und Zartheit dieses Verhältnisses mangelt ihm theils der frische Schmelz, theils die Energie der Stimme, vom heimlichen Geflüster bis hinauf zum tobenden Ausbruch der Leidenschaft.

Er schlägt das Buch zu, die Vorlesung hat ein Ende, die Gesellschaft steht auf, die langweiligen Gesichter erheitern sich, die Geduldprobe ist bestanden, die Ehre, da gewesen zu sein, gerettet und an Ausrufungen des Beifalls und der Bewunderung fehlt es nicht. Nur selten, und gewöhnlich nur bei neuen Sachen, gibt Tieck einige kritisirende Worte Preis, sonst verhält er sich still und geht mit Ergebung an das Anhören und Beantworten aller Abschiedsgrüße, welche das frühere Schauspiel wiederholen. Mit derselben Artigkeit, wie beim Empfang, empfiehlt er sich seinen Gästen, und reicht wol öfters auch die kleine, schöne Hand zum Abschied dar.

„Gut geschlafen, Liebe?"

„Vortrefflich, als der Egmont einschlief, bin ich aufgewacht."

„Bitte, erzählen Sie auf dem Rückweg noch die Geschichte mit der Sängerinn." —

„Nun, was sagen Sie jezt, ist er nicht ein großer Dichter?"

„Großer Dichter? nein, großer Vorleser, ja." —

„Es war nicht so übel, Heinrich, ich werde eine schonende Kritik schreiben." —

„Auf Ehre, ich bin vor Ennui bald gestorben, kommen Sie eilig ins Hotel.“ —

„Ach mein Herr, wenn Sie in ihr Vaterland kommen, empfehlen Sie mich doch Ihren werthen Landsleuten, es geht gewiß nichts über einen berühmten Namen.“ —

Und alle freuen sich, um den Genuß einer Merkwürdigkeit reicher zu seyn, Jeder nach seiner Weise.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Siehe auch Buch Nr 450 I u. 444 I
„Semilasso in Afrika"
„Briefe eines Verstorbenen"

III.

Der Verstorbene und seine Residenz.

Es war ein alter Wunsch von mir, Muskau, die Residenz des Fürsten Pückler, zu besuchen. Ich bin sonst kein Freund der aristokratischen Schriftsteller, welche den liberalen Gänsekiel auf den Hut stecken, doch für den Verstorbenen gestehe ich meine Schwäche. Ich hatte ihm von jeher eine gewisse politische Unschuld zugeschrieben, die nicht gefährlich ist, allein für die Unterhaltung, nach Art einer modernen veredelten Donquixotterie, sind seine Bücher eine schön gefaßte Perle.

Waret ihr schon in der Lüneburger Haide? dann kennt ihr sie doch der Beschreibung nach. So etwa ist der Genuß einer Reise nach Muskau, man komme aus einer Himmelsgegend, woher man wolle — eine Haide in ihrer höchsten Potenz; und solchermaßen nicht ohne Reiz. — Das todte Leben der Natur, die gedrückte, angstvolle Stille, welche diese Wildniß durchdringt, der beengte Gesichtskreis, welcher immer den nächsten und immer denselben Gegenstand erfaßt, selten durch die Aussicht auf einen Moorbruch erweitert wird, geben

einen unheimlichen Eindruck. Bei allem Schweigen der Natur fühlt man keine Ruhe, eigene Spannung ergreift die Fantasie, irgendwoher erwartet sich das Auge eine Erscheinung, und schrickt bei aller Erwartung eines Lebenszeichens durch die Begegnung des einfachen Wanderers heftiger auf, als wenn den brütenden Geist ein Blitzschlag überfällt. Stimmt mit diesem Bilde der Erde der Himmel, hängt er mit seinen grauen Wolken bis in die Wipfel der schwindelnd hohen Föhren hinein, strömt mit pfeifenden Zügen starkbewegte Luft durch die weiten Reviere, so kann eine Stimmung nicht ausbleiben, die bei aller Unbehaglichkeit eigenen Zauber mit sich führt.

Von überraschender Wirkung in dieser schweigsamen Natur sind die aufschreckenden Schalllaute, welche der Knall der Büchse, der Anschlag der Axt, des geschickten Waidmanns Jagdruf in langem, dröhnendem Tone, durch die Waldungen fortpflanzen, während jeder menschliche Tritt klanglos auf den tiefen Sand geschieht — eine wahre Landschiffahrt, wo, wie die Strömung des Wassers die Furchen des Schiffes alsbald wieder ebnet, hier der freie Sand jede Wegspur, welche die rollenden Räder brechen, verschüttet. Wenn Abwesenheit aller und jeder Abwechslung, kolossale Eintönigkeit, traurige Unfruchtbarkeit, und eine undurchdringliche Waldung voll Nadelholz den erschöpfenden Begriff einer Haide geben, so kann sich diese niederlausitzer Steppe

getrost mit jeder andern, wenigstens in Deutschland, zusammenstellen. Dörfer, aus den ärmlichsten Hütten bestehend, werden an einzelnen lichten Stellen sichtbar, Hunde und Jäger, berechtigte, noch mehr unberechtigte, bevölkern sie, und der größte Theil dieser Waldmenschen lebt in reinem Naturzustande.

Nur langsam schleppten die muntern Polen die leichte Droschke durch diese deutsche Wüste. Eine Stunde vor Muskau bessert sich die Straße, der Boden tritt sich fester, je näher man dem Städtchen kommt, desto mehr Spuren von Kultur offenbaren sich, das Kolorit wird bunter, die Einfarbigkeit verschwindet, zur rechten Hand erheben sich einige Hügelketten, die Aussicht wird freier, der Horizont weiter, eine Landschaft entsteht mit Schatten und Licht, selbst der Himmel warf seinen Regenmantel ab und lächelte mit Sonnenblicken nieder. Freundlich ist die Einfahrt in den Ort, man erkennt auf den ersten Blick den wolthätigen Einfluß des Gebieters. Die Stadt selbst ist unbedeutend, meist regelmäßig, nicht ohne nette Privatgebäude. Es war Sonntag und zugleich Jahrmarkt und eine zahlreiche Volksmenge bewegte sich in den Straßen. Die hiesige Menschenrace gehört zu den Ueberresten des wendischen Stammes, der besonders in den beiden Lausitzen die herrschende Bevölkerung bildet. Wenn auch die geistige Reife noch weit von der Knospe ist, muß man doch ihre Befähigung für Ackerbau und körperlichen Vorzüge rühmend erwähnen. Letzteres gilt

besonders von dem weiblichen Theile, dessen frische Farben, gesunder, markiger und elastischer Körper selbst vor des Fürsten gesättigtem Auge öftere Anerkennung finden. Durch den Anzug kommen sie der Schönheit nicht zu Hülfe, denn er ist häßlich genug, um die Figur mehr zu decken als zu heben. Schwer wird darin eine Aenderung zu treffen sein, denn es gilt dem Wenden nichts höher, als seine durch die Länge der Zeit geheiligte Sitte. Im Uebrigen lieben sie ihre Herrschaft und bilden sich viel auf dieselbe ein. Der Fürst weiß es wol, und versäumt keine Gelegenheit, populär zu werden; bei seinem Dasein sind die Honoratioren des Städtchens als Hofstaat um ihn versammelt.

Aus naher und weiter Umgebung fand sich an der Wirthstafel eine zalreiche Gesellschaft zusammen, deren Absicht gleichzeitig auf den Besuch des berühmten Parkes ging, und ich war froh, wie ich immer bin, wenn ich neue Sachen von Interesse betrachte, Mittheilungen geben und erhalten zu können.

Der Park beginnt hart an dem Städtchen, welches er, wie ein breiter Gürtel, ganz umschließt. Sein dermaliger Umfang kann wohl 3 bis 4 Stunden betragen, doch steht ihm, nach dem ursprünglichen Plane, größere Ausdehnung bevor. Die Anlage wurde schon von den Vorfahren des jetzigen Besitzers begonnen, aber diesem gebührt unbestreitbar der Ruhm, ihm das Gewand, worin er jezt erscheint, angelegt zu haben.

Denn schon, ehe er nach England ging, noch mehr, als er von da zurückkehrte, ließ er das ganze vorige Jahrhundert, welches mit all der steifen französischen Manier in seinem Garten sich breit machte, unbarmherzig hinauswerfen, und schuf nach eigenem, frei gebildetem Geschmack unter glücklicher Benutzung englischer Modelle diese grüne Oase mitten in eine Wüste hinein.

Der Eintritt in den Park entbehrt eines mit der Aussicht auf das entgegenliegende Schloß großartigen Anblicks, es darf lezteres sogar als Bauwerk auf besondere Anerkennung keinen Anspruch machen. Seine Gründung fällt in jene charakterlose Zeit, wo das Ritterthum in den lezten Zügen lag, das Faustrecht aufhörte, und sich der Uebergang zu einer neuen Epoche gestaltete, dazu kommt, daß jene flachen, von Wenden bevölkerten Gegenden von früher Zeit an unter der Botmäßigkeit mächtiger Landesherren standen, welche einzelne kleine Tyrannen nicht aufkommen ließen und zulezt daß überhaupt das nördliche Deutschland dieses romantischen Stoffes so ziemlich baar und ledig ist. Wenn sich auch am Schlosse noch Spuren früherer Befestigung entdecken lassen, so tragen doch dieselben keineswegs den ausführlichen und konsequenten Charakter wie wir an andern Burgen berühmter Geschlechter wahrzunehmen gewohnt sind, sondern man hat sie mehr des Herkommens als des Bedürfnisses halber angebracht,

und sie gewähren daher, nachdem die verschiedenen Herren ihren und ihres Zeitalters Geschmack nach Laune hineingebaut haben, einen verworrenen und unsichern Anblick. Doch wie unser Verstorbener Bizarres und Aussergewöhnliches liebt, so hat er auch das Schloß seiner Ahnen bis jezt ziemlich unverändert gelassen, und nur in die innere Einrichtung den besten englischen Komfort gebracht.

Eine doppelte Auffahrt, von beiden Seiten mit Orangerie gefaßt, führt zum Eingang in den Schloßhof, dessen drei Seiten von dem „Korps de logis“ und den beiden Flügeln eingenommen werden, während die vierte offen ist und die Aussicht in den Park erlaubt. Zur Linken ist der Teich, den mehre Schwäne beleben, in einzelne Bassins vertheilt, durch Kanäle mit einander verbunden, rechts steht ein Gebäude, dessen Bestimmung zu verschiedenen Zeiten verschieden war, jezt nach Befinden zum Schauspielhause dient, worin einheimische Dilettanten sich versuchen.

Die nächste Umgebung des Schlosses trägt mehr das Gepräge eines Gartens, wie ihn nur die üppigste Laune der Natur hervorzurufen im Stande ist. Da sind keine langen, schmalen, in Drei- und Vierecke abgezirkelte Beete, mit einzelnen aus schwarzer, unbedeckter Erde heraussprossenden Gewächsen, nach symmetrischen Formen geordnet, sondern glatte, saftig grüne Rasenplätze, „Pleasure-grounds“, bosketähnlich mit einem wahren Walde der buntesten Dahlien umgürtet,

aus welchen, gleich einfachen Grasblumen, die verschiedenartigsten Rosen in allen Farben aufbrechen, und in den blendend grünen Teppich wie eingewoben scheinen. Einige Kiosks, mit den farbigsten Blumen und Gesträuchen umstellt, laden an entsprechenden Punkten, am Wasser und den darauf schwimmenden Inseln, zu schwelgerischer Ruhe ein.

Wohin das Auge fällt, wird es durch irgend eine liebe Kleinigkeit überrascht, und der ganze Gesichtskreis, der von diesen Stellen aus nur die nächste Entfernung erfaßt, ist so sinnig und harmonisch ausgedacht, wie es ein aus dem Herzen quellendes, reines Naturgefühl sich zu versinnlichen vermag. Auch die Kunstgärtnerei ist nicht vernachlässigt, denn in der Nähe liegt der botanische Garten mit einem Gewächshause, das die reichsten Schätze der Blumistik enthält.

Doch alle diese lieblichen Details verschwinden gegen den Totaleindruck, welchen der Park, als eine einzige Landschaft betrachtet, hervorruft. Wenn man das Wesen der allein wahren Gartenkunst angeben will, so besteht sie in einer glücklichen Nachhülfe der Natur, und schließt jene französische Manier, welche, wie eine alternde Kokette, mit lauter gemachten Reizen und Flitterstaat sich umhängt, in die jugendliche Frische, die anmuthige Einfachheit der Natur ein widrig aufgeputztes Zerrbild eindrängt, und aus der lebenden Schöpfung eine schlechte Theaterdekoration pinselt, geradezu aus. Der würdige Gegenstand der Gartenkunst ist

Vervollkommnung einer wenig fertigen Natur nach naturgemäßer Wahrheit, und kann mit Recht, wie ein englischer Autor schreibt, „lebendige Landschaftsmalerei" heißen. Wenn wir einem Maler, welcher auf todter Leinwand mit seinen Farben eine schöne Gegend herstellt, unsere Bewunderung gewähren, so weiß ich nicht, um wie viel größer dessen Verdienst steht, der mit dem lebendigen Material der Natur selbst in eine öde Wildniß keine gemalte, sondern eine wirkliche Landschaft pflanzte, wie sie die Natur an andern Orten aus eigenem Antriebe geschaffen hat.

Und solches Gemälde hat Fürst Pückler entworfen und ausgeführt. Dabei ist noch der kleine Unterschied, ob solche Schöpfung auf Englands grünem Eilande unter der Natur hülfreicher Leitung, oder in der sandigen Steppe, in der kieferbewachsenen Haide der Niederlausitz geschieht. Wo jezt die ehrwürdige Eiche ihre zackige Blätterkrone breitet, sich die Buche in ihren grünen Mantel schlägt, die italienische Ulme vom Vaterlande träumt, und die schlanke Esche den mastähnlichen Stamm unaufhaltsam in die Höhe treibt, wo der weiche, fette Boden die seltensten Schlingpflanzen und Gesträuche nährt, und im hohen Grase die buntesten Waldesblumen sich verstecken, wo jezt geebnete Pfade den Wanderer durch diesen Hain geleiten, da wucherte vor dreißig Jahren noch die rothe Blüthe des Heidekrautes, die schwarze Frucht der Heidelbeere, da reckten, gleich Polypen, schwarzgrüne Föhren

ihre harzigen Aeste in die Höhe, in langjährigen Lagen bedeckten verwitterte Nadeln und Tannzapfen die Erde, und nur des Wildes und des Jägers Fuß schlug sich durch das Dickicht seinen Weg.

Setzen wir uns nieder auf diese weiße Bank, welche den Stamm einer alten Linde umklammert. Vor uns ein leichter Abhang, in das herrlichste Wiesengrün gekleidet, an seinem Ende der Strom der „Neiße", welche den Park in ganzer Länge durchfließt, als Hintergrund die Hauptfaçade des Schlosses mit den Eckthürmen auf den Seiten, links die Mühle mit dem breitgedehnten Wehre, rechts das „englische Haus" in seiner einfachen Konstruktion, und im Vordergrunde die kulissenartig sich vor- und rückwärtsschiebenden Baumwände, dazu eine Beleuchtung, welche die effektreichen Schatten und Lichter hineinlegt, und ein offener Sinn für Naturschönheit, — dann 10 Minuten mit geschlossenen Augen zurück, und bei ihrem Oeffnen der Anblick einer Wildniß, so wird es in dem Wechsel der Empfindung klar werden, welch' Genie dazu gehörte, solche Uebergänge zu erzeugen. Der ganze Park gleicht einem Gedichte, welches die aus den vollen Brüsten der Natur gesogene Milch mit begeisterten Worten in einer edlen, schönen Form ausströmt, und wie der Dichter durch die Rede seine Gefühle ausdrückt, so hat Pückler dieselben in einer lebendigen, äusserlich fühlbaren Schöpfung verkörpert. Hier konnten sich seine Gedanken frei ergehen von den Fesseln, welche ihm im Leben

Etikette, Rang, Stand, Verbindungen auferlegen, und da er unsprünglich Sinn für Schönheit, Produktivität, mit einem Worte, ein dichterisches Gemüth besizt, so strömte es in aller Fülle eben in dieser Richtung aus. Poetische Begeisterung muß sich nicht immer gerade in Worten aussprechen, den Maler brennt, wie den Dichter, dasselbe Feuer, wenn er zum Pinsel, den Bildhauer, wenn er zum Meißel greift, die göttliche Kunst drückt sich auch in Tönen aus, warum kann sie nicht unmittelbar Hacke und Spaten zur Hand nehmen und mit so gewöhnlichen Werkzeugen, wie hier, ihren Zielpunkt erstreben? Alle diese divergirenden Strahlen strömen von der Sonne aus, welche, als Urquell aller Schönheit, jedes begabte Individuum beleuchtet, erwärmt, befruchtet. Und in diesen Sonnenkreis unsers ästhetischen Himmels gehört auch er, nicht als ephemerer Schriftsteller unserer Zeit, sondern als Schöpfer einer in vollendeter Schönheit durch Kunst ausgedrückten Natur.

Ich erwähnte die Mühle, das Wehr und den Fluß, welche Pückler mit weiser Oekonomie in höchst überraschende Anschauungen brachte. Sind auch die Ufer des Flusses, wie in dieser Gegend kaum anders zu erwarten, niedrig und flach, so wird ihnen doch durch die bis hart an das Wasser streifende üppige Vegetation, durch die an beiden Seiten in wilder Dickung sich herandrängenden Bäume, welche in ihrer Höhe bei jeder Biegung des Wassers dem Auge

einen grünen Vorhang entgegenziehen, ein so fremdartiges Ansehen beigemischt, daß, wenn man von der aus rohen Stämmen gezimmerten Brücke in diese Baumschluchten hineinsieht, unwillkürlich das Bild einer amerikanischen Wildniß aufsteigt. Die unordentliche Zusammenstellung in- und ausländischer Bäume, die verschiedene Mischung des Grüns, die langen Gräser, Schilfe und Rohre, welche gleich scharfkantigen Schwertern am Ufer starren, das in einander gewachsene, dicht verschlungene Gebüsch, das Selbstüberlassensein der Natur, was die Urwälder der neuen Welt charakterisirt, sind eben so wahr als pikant wiedergegeben. Mit den unsäglichsten Kosten hat der Fürst, um dies Gemälde auszuzeichnen, von fernher die ältesten und seltensten Bäume, worunter prächtige Eichen und Platanen, bestellt, und es sind dieselben im Winter mit den Wurzeln und der daran hängenden Erde ausgegraben, nach Muskau gefahren und in den durch fortwährendes Düngen gebesserten Boden, wie junge Reiser eingesezt worden.

Es ist enorm, wie viele Summen der Park verschlungen hat, und wie viel seine Erhaltung und Erweitung noch kostet: nicht nur die bedeutenden Einnahmen der schönen und umfänglichen Herrschaft, sondern noch Manches darüber ist schon aufgegangen. Und dabei findet man nicht, wie in Wörlitz, Schwetzingen, Schönhof u. s. w. künstliche Ruinen, Einsiedeleien, Tempel, chinesische Häuschen, Kapellen, Kaskaden,

Wasserkünste und derartiges Spielwerk, als jene Orte es in überladener Pracht bieten, — dafür findet man, was in jenen nicht ist, oder, wenn es ja da war, was man hinauswarf, — Natur. Nicht zwanzig Schritte kann man gehen, ohne auf eine von der lezten verschiedenen Aussicht zu stoßen. Allein nicht, wie in jenen Parken, bereiten dich erst Fenster in das Gebüsch eingehauen oder die Ersteigung von Pavillons dazu vor und du siehst, wie durch ein Schlüsselloch, immer durch langweilige Pappelalleen, auf den einen scharf abgegränzten Gegenstand, nein, sie sind oft so natürlich, daß du, ohne sie zu bemerken, an ihnen vorübergehst.

Da der Park an einigen Orten ein hügeliges Terrain erhält, so findet man sich oft plötzlich in einem engen, stillen Thale, welches die reichste Vegetation erfüllt und ein künstlicher Bach durchströmt. Der Wanderer wird durch ihre unerwartete Erscheinung freudig überrascht. Als besonderes Merkmal der muskauer Anlagen ist zu erwähnen, daß man keinen einzigen gradlinigen Weg sieht, die beste Art, um Einförmigkeit der Ansichten zu vermeiden. Ausser den zahlreichen, mit größter Umsicht geführten Gängen durchzieht noch ein Fahrweg in den verschiedensten Richtungen den Park in seiner ganzen Länge und Breite.

Nach seiner Rückkehr wird unser fürstlicher Abenteurer die Runde wol nach Karavanenart in Kleidung eines Beduinenchefs, auf einem Dromedare reitend, machen,

wie dasselbe wenige Tage vor meiner Anwesenheit mit andern Bestien aus dem Morgenlande als Vorläufer angekommen war.

Diesen Hang zu Abenteuern und Umherschweifen nebst Leidenschaft für Pferde, schöne Frauen fremder Leute und Pistolenschießen theilt Fürst Pückler mit Lord Byron, wenn dieser ihn auch in Bezug auf Tiefe des Gemüths, Gluth der Einbildungskraft, schwärmerische Begeisterung, freie, rücksichtslose Aufopferung aller Vortheile des Standes und Lebens für geträumte Ideale, weit übertrifft. Ein großer Theil der Zerrissenheit des Byron'schen Charakters liegt in der Schuld der verkehrten englischen Erziehung und in der Macht einer engherzigen Politik und Moral, wie sie sein freiheitssprudelnder Kopf, seine zügellose Sinnlichkeit, sein wilder Unabhängigkeitshang nimmermehr auszuhalten vermochte. Daher sein Auseinanderwerfen aller gewöhnlichen Lebensverhältnisse und Bande, daher sein jähling er Sturz und Uebergang in die verschiedensten Leidenschaften, daher seine eitle, bizarre Waghalsigkeit, daher sein unbeugsamer Eigensinn, daher aber auch seine herzzerspringende Sehnsucht, seine hochherzige Gesinnung, seine erhabene Wildheit, seine aufopfernde Liebe.

Man hat Pückler, wenn ich nicht irre, mit Thümmel verglichen, ich meine, hätte er unter einem ähnlichen Einfluß drückender Verhältnisse in seiner Jugend gelitten, er wäre zwar kein Byron, aber ein Anhang zu ihm geworden. Seine ersten Jünglingsjahre

ließen sogar befürchten, daß er sich in die Bahn eines gewöhnlichen, vornehmen Müßiggängers werfen wolle, dessen Ausschweifungen mehr das Ergebniß der Gewohnheit und moralischen Schwäche, als einer von allen Nebenzwecken freien, unwiderstehlichen Leidenschaft sind. Doch bald sprach sich in seiner Methode zu geniessen die originelle Richtung aus, welche zu so vielen Anekdoten über seine tollen Geniestreiche veranlaßte, wenn gleich sie mehr oder minder in einer unbegränzten Eitelkeit die Quelle hatte. Er besuchte zuerst die Leipziger Universität, ging dann zum Militär über, lebte in Dresden, dann in Berlin, später in Weimar, wo er Adjutaut des Großherzogs war und dem Feldzuge nach Frankreich beiwohnte, machte schon zu jener Zeit mehre weite Reisen und lernte das Leben in seinen mannigfachen Farben kennen. Eben so gewandt als sein Benehmen war seine Redeweise. Reich, unabhängig, vornehm, schön, dieser Vorzüge sich bewußt, und bei ihrer steten Anwendung vom Glück begünstigt, gelangte er zu der Sicherheit, welche einen jeden Ausdruck gebrauchen kann, ohne zu fürchten, den unrechten ergriffen zu haben. Das timide, abgeschmackt bescheidene Wesen, das uns Deutsche den andern Nationen gegenüber noch immer in keine feste Stellung kommen läßt, ist Pücklern ein völlig fremdes Element, und eben darin liegt auch der Grund, weshalb er in fremden Landen als Deutscher so unerhörtes Glück gemacht hat. Rechnet man hierzu noch die Uebung,

welche er durch den Besuch der vornehmsten Zirkel, in denen richtiger Takt, feine Sitte, glänzende, witzige Unterhaltung in Uebung gehalten werden, und den Umgang mit so vielen geistreichen Männern in seiner Ausdrucksweise erlangen mußte, so läßt sich leicht erklären, wie er als Schriftsteller ein so großes Publikum erhalten konnte. Er gehört zu den Autoren, die nur wenig Anfeindung erfahren haben, er ist bei aller Anmaßung bescheiden, bei allem Spotte nicht beleidigend, bei allem Aristokratismus liberal und umgekehrt, kurz ein Schelm, auf den man nicht böse werden kann, und Alles gibt er in einer Sprache, die bei aller Nachlässigkeit der Stylisirung doch piquant ist, der schlagende witzige Vergleiche zur Hand sind, die auch die Kleinigkeiten des Lebens zur Schilderung zu benutzen weiß, und in die heterogensten Gegenstände fließende Bewegung bringt; seine Bücher sind eine gedruckte Conversation.

Doch seinen Talenten jede Gerechtigkeit, bleibt er als Schriftsteller immer eine vorübergehende Erscheinung, die man aus persönlichem Interesse und zur bloßen Unterhaltung beachtet, und vielleicht bald wieder vergißt.

Das edle Samenkorn einer dichterischen Befähigung, welches in ihm keimte, ist nicht in todte Buchstaben übergewachsen, dieß blüht in der grünen Schöpfung, welche sein Genius sich gebildet hat. War es verkehrte Scham, war es Unvermögen, in

Worten seinen Gefühlen äusserliches Leben zu geben, immerhin, er strebte auf seinem Wege nach dem Ziele, welches für jeden Künstler ein und dasselbe ist. Die Wahrheit dieser Behauptung wird Jeder unterschreiben, der seinen Park besucht und mit der geistigen Befähigung betreten hat, um diese künstlerische Weihe herauszufühlen, die sich freilich nicht greifen läßt, wie eine Statue, und hören, wie eine musikalische Komposition, daher für gewöhnliche Naturen unempfunden bleibt.

Unter solchen Betrachtungen dürften wir auf unserer Wanderung wol vorgeschritten und am englischen Hause angelangt sein. Dieß ist ausser dem Schloß, dem Bade und dessen nächsten Umgebungen das einzige Gebäude in dem weitläufigen Parke. Den Namen rechtfertigt seine Bauart und innere Einrichtung, den Sommer über dient es zur Restauration. Nicht weit davon befinden sich die Schießstände, wo der Fürst seine gefürchtete Geschicklichkeit im Pistolenschießen sich erworben hat.

Von hier aus, als dem einen Ende des Parks, schlagen wir die entgegengesezte Richtung ein, und durcheilen denselben in seiner größten Länge. Auf Wegen, welche die reizendsten Ansichten gewähren, kommen wir an das Ufer des Flusses, überschreiten die beiden Arme desselben, verweilen einen Augenblick auf einer Bank der von denselben umströmten Insel, erblicken vor uns die Mühle, das Wehr und den breiten Wasserspiegel, hinter uns die Vereinigung der getrennten

Kanäle, und betreten sodann den Theil des Parkes, welcher mehr einem öffentlichen Spaziergange gleicht, und durch dessen grüne Bäume der zierliche Bau des „Hermannsbades" entgegenleuchtet. Die Benennung hat es nach dem Vornamen des Fürsten, welchem es seine ganze dermalige Einrichtung verdankt. Dürften sich nur wenige Kranke aus seinen Schlammbädern die gehoffte Gesundheit erbaden, so ist es doch für die gesellige muskauer Welt und die ganze Nachbarschaft ein angenehmer Sammelplatz. Es liegt auf erhöhtem Plateau, dessen lezten Absatz man durch einige Stufen ersteigt, und ist so günstig situirt, daß es, woher man auch immer komme, sich in ganzer Ausdehnung präsentirt. Das Kurgebäude selbst besteht aus einer langen Façade, an deren eines Ende die Bäder stoßen, während an das andere sich eine lange, im Halbzirkel laufende, bedeckte, mit Moos ausgeschlagene Gallerie anschließt. Hart hinter den Badehäusern erheben sich mehre der steilen Alaunberge, welche, nachdem das Mark ihnen ausgesogen, dem Parke einbezirkt und zu den geschmackvollsten Anlagen verwendet worden sind.

Entzückend ist die Aussicht von den Pavillons, welche auf den Gipfeln dieser Hügel sich erheben, und den Ueberblick über eine weite Fläche des Landes und über alle die Orte gewähren, welche man so eben einzeln besucht hat. Da lacht uns das Städtchen mit den rothen Dächern zu, aus grünen Wiesenmatten hebt

sich das Schloß, über die Wipfel der Eichen und Platanen sieht von weiter Ferne das englische Haus her, durch die dunkeln Laubgänge flimmert das Wasser der Neiße auf, deren schnell über das Wehr sich stürzende Fluth zu uns herüberbraust, während die niedergesenkten Augen in einen gähnenden Abgrund fallen, dessen Kanten schwanke, durch Regengüsse unterwaschene Bäume bilden, und durch ihren jähen Sturz eine natürliche Brücke zu dem gegenüberliegenden Bergkegel schlagen. Man wird um so dankbarer für den Genuß, wenn man das Gegenstück zu dieser anmuthigen Landschaft durch eine kleine Wendung des Auges, welchem dann die Haide bis an den hintersten Horizont entgegenstarrt, sich vorführen kann. Kein Haus, kein Thurm, kein Feld, kein Wasser, das diese schwarzgrüne Ebene unterbricht, nur die Landeskrone bei Görlitz, und an hellen Tagen die blauen Streifen des Riesengebirges, bis zu dessen Fuß sich diese Haiden hinzukehren scheinen, können den irrenden Blick fixiren.

Der offene Platz, welcher zwischen dem Kursaal, dem Badehause und den Galerien mitten inne liegt, ist mit den frischesten Rasenplätzen durchzogen, worauf Springbrunnen strömen, deren Becken mit Blumen garnirt sind. Durch eine blühende Wand der schönsten Hortensien werden die Stützen, worauf die hohe Galerie ruht, dem Auge entzogen, zierliche, aus Eisenstäben gefügte Schranken mit weiten Flügelthüren

gränzen den Garten gegen die vorüberführende Landstraße ab, und vollenden durch ihre leichte Eleganz diese geschmackvolle Anlage.

Die innern Lokalitäten des Bades sagen wenig. Ein kleiner, von korinthischen Pilastern getragener Saal nimmt nebst Nebenzimmer das Erdgeschoß ein, und sieht Jahr aus Jahr ein in seinen engen Räumen eine zalreiche und heitere Gesellschaft. Konzerte, Bälle, Liebhabertheater, wozu sich in Muskau schöne Talente finden, auch Spiel, sind wie für jedes Bad, so auch für dieses, in verhältnißmäßiger Abstufung, das ständige Vergnügen. Im Spiele wetteifert Muskau mit manchem großen Bade, und der Fürst, dessen frühere Leidenschaft es war, hat dadurch die ohnedies ärger als anderswo grassirende Spielwuth schlimmerweise gesteigert. Ueberhaupt verbreitet sich der Ruf des Ortes immer weiter und weiter, und läßt manchen Fremden eine Reise durch diese Sandsteppen nicht verdrießen, daß er eine freudige Entschädigung dafür finde.

Siehe Platen: Die neue Heilmethode Seite 338 ff.

IV.

Priesnitz und Gräfenberg.

I.

Saison in Gräfenberg! — Eine Saison ohne Spiel, ohne Tanz, Konzert, Theater, Tabled'hote und all dem modernen Schlendrian unsrer Bäder, eine Saison einzig und allein bei klarem, frischem Wasser!

Die Sonne schien klar und warm, die Felder vergoldeten sich, und die Bäume hingen schwer von reifenden Früchten, da nahm ich Abschied von Haus, denn offen stand mir die Welt und frei die Erlaubniß, zu wandern nach Belieben. In Schlesien wohnte ein alter, kinderloser Onkel, der ein großes, schönes Rittergut besaß. Ihn wollte ich vorerst besuchen.

Was so ein Patrimonialherr in Schlesien für Gewalt und Ansehen hat, wie kaum irgendwo in Deutschland. Auf den jeweiligen Besitzern eines Bauernguts liegt noch heute die Frohn, die Hochzeitsnacht des gnädigen Herrn im Schloßteich zuzubringen, um

die Frösche auf die Köpfe zu schlagen, daß sie durch ihr Quacken nicht den matten Schlummer der Neuvermählten stören. Schade, daß das jus primae noctis dafür verloren ging. Nicht weniger, als vier Hochzeiten ereigneten sich, so lang ich da war.

Mir wurde es gar nicht hochzeitmäßig. Die Strapazen der Universitätsstudien rächten sich für die ungebürliche Anstrengung, womit ich der Gesundheit zugesezt hatte. Und was mich am meisten verdroß, war das sceptische Gesicht des Onkels, wenn ich ihm die Ursachen erzählte. Einmal sah er aus, als wollte er sagen: „dummer Junge, mach mir nichts weiß." Der Mann war alt und hatte seine fixe Ideen.

Als ich das leztemal in dem nahen Breslau war und in der Mittagswärme am Jesuiterkollegium hinschleiche, packen mich schnell von hinten derbe Arme, werfen mir den Hut vom Kopf, und zwei Lippen küssen mich rechts und links. Ein alter Freund aus Berlin lag mir an der Brust. Kaum waren die ersten Fragen und Antworten des Wiedersehns beseitigt, daß er mir diktatorisch befiehlt: „die Nacht bleibst du hier und fährst morgen mit unserer Klerisei zum allgemeinen Kommers auf den „Zobten." Keine Widerrede half. Das Unglück voll zu machen, traten gerade zwei Musen aus dem Portal der Aula, davon die eine Senior der „Silesen", eine unglückliche „Mensurbekanntschaft" aus Halle. Ich mußte das Wort geben, zu bleiben.

Der Onkel, der mit war, wohnte in der „Stadt Berlin", wo er als Landwehroffizier viel Kameradschaft fand. Es ist wahr, die preußische Landwehr hat herrliche Erinnerungen, und nirgends schöner als in Schlesien, wo die Begeistrung jener Jahre am lautersten war. Ein alter Haudegen, der bei den Oelser Husaren gestanden, erzählte über Tisch die Schlacht bei der Katzbach, wo er mit zwei Schwadronen ein französisches Grenadierregiment Mann für Mann in den angeschwollnen Bergstrom jagte. Nicht einer entkam, alle ertranken. Zum Schluß, als ein vorzüglicher Ungar Feuer in die Köpfe spuckte, erklang ein stürmisches Hurrah auf den unvergeßlichen Marschall „Vorwärts." Blücher ist in Preußen noch immer das Stichblatt des militärischen Enthusiasmus, — den „Scharnhorst" nicht zu vergessen.

Der Onkel schüttelte ein wenig den Kopf, als ich ihm mein abgezwungenes Versprechen Kund gab. „Willst du wieder Studien machen?" Doch war es ihm so weit recht, als ihn ein Geschäft nach Ohlau rief, wovon er spät morgen Abend zurückkomme.

Die „Zobtenfahrt" der Studenten, gewöhnlich der sechste August, ist für Breslau ein Ereigniß. Die Sitte stammt aus uralter Zeit, und soll romantischen Ursprung haben, den ich aber, weil ich ihn vergessen, hier ohne weitern Aerger übergehe. Der Zobten ist ein ganz isolirter Berg, mitten in der großen Oderebene, eine vorgeschobene Vedette des Riesengebirges, das seinen dunkelblauen Rücken weit über den westlichen

Horizont wölbt. Vulkanisch in Form, denn der Gipfel öffnet sich zu einem Krater, und ist pyramidenartig von den herrlichsten Basaltsäulen umstellt, zeigt er die sichtbaren Spuren feuriger Umwälzung in den vielen Spalten und Rissen seiner Felsen und einer lavaartigen Versteinerung, die ihn von oben bis unten schichtweise bedeckt. Auf einem Absatz erhebt sich ein altes Schloß in malerischen Trümmern, dessen die Geschichte wunderliche Dinge erzählt. Am Fuß des Berges liegt ein Städtchen gleichen Namens, wo der bekannte Novellist, Van der Velde, als Rathsschreiber bis zu seinem Tode lebte. Wer hätte solchen Romantiker auf so dürrem, steinigem Boden vermuthet?

Dahinaus geht der große Wagenzug, woran zumeist die ganze Universität, unter Anführung der Landsmannschaften, Theil nimmt. Im Freien, auf einem Plateau, hart am Fuß des Berges, ist ein grosses Zelt aufgeschlagen, reich decorirt und drunter steht die Trinktafel, mit den erhöhten Sitzen des Präsides und der Ehrengäste. Der Punkt ist recht schön. Vor den Augen, in einer Entfernung von fünf Stunden, dehnt sich das thurmreiche Breslau in langer Linie aus, die Oder fluthet weit sichtbar auf und abwärts, zu Füßen liegt die fruchtbare Ebene Schlesiens, welche sich bis an das Glatzergebirge zieht, dessen hohe Gipfel ins weite Land herabschauen. Das nahe Riesengebirge verbirgt uns der Zobten, da, wo wir sitzen, während er von oben es im schönsten Panorama entfaltet.

Den ausgepichten Gurgeln gilt der Naturgenuß wenig, kaum, daß sie die Ankunft erwarten. Die Fahrt geschieht in Maske und Kostüme, geht durch die Hauptstraßen der Stadt und kehrt in der Nacht bei Fackelschein zurück. Unter den Possen zeichnet sich ein Wagen aus, welcher ein Lesekabinet vorstellte. Zwei Studenten waren von Kopf bis Fuß, der eine, als preußische Staatszeitung, der andere, als Breslauer Zeitung gekleidet. Auf jeder stand der Name mit größter Frakturschrift, sonst aber waren sie ganz glatt, leer und weiß. Doch drängte sich bewaffnet mit Perspektiven und Teleskopen ein lesedurstiges Publikum um sie herum, das mit Erstaunen die politischen Neuigkeiten, besonders des „Inlandes", denn damit war eine leere Spalte überschrieben, zu entziffern schien. Auch die Polen waren gut persiflirt. In der einen Hand das Geld der deutschen Mildthätigkeit, in der andern die Champagnerflasche mit der Unterschrift: „noch ist Polen nicht verloren."

Die Stadt Zobten ist feierlich in Bürgerschaft und Magistrat versammelt, die Musensöhne zu empfangen. Die Deputation, welche die Rede hält, wird zum Kommers eingeladen. Derselbe zerfällt in drei Theile; der erste das leichte Tirailleurgefecht, ohne Theilnahme der Massen, die zweite die allgemeine Schlacht, die dritte das Schlachtfeld. Für das Schlachtfeld ist ein geräumiger Wagenschuppen als Szene gegeben, über

dessen Eingang die Worte stehen „Todtenkammer.“ Vuoi qu'entrate, lasciate ogni speranza.

Doch auch die Hunde „der Studenten treffliche Skolare“ haben Festtag. Denn natürlich hat die ganze vierbeinige Dienerschaft den Zug ihrer Herren begleitet. In Breslau ist die Hundemanie ärger, als irgendwo. Ich kannte Studenten, die eine eigne Stallung für diese Bestien mietheten, und förmlich Handel damit trieben. Zumeist sind sie von der polnischen Wolfsraçe, lang, hoch, von wildem Aeussern und jähzornigem Gemüth. Drei dieser Hunde fressen dasselbe als ein Pferd, oft den halben Wechsel des Studenten. Die ganze Meute ist jezt versammelt, und auch für sie auf einer Wiese eine Tafel servirt. Große Kübel mit abgekochtem Fleisch und ganze Knochengerippe von Kälbern und Ochsen trägt man auf. Doch um den Frieden der Herrn nicht durch den Unfrieden der Hunde zu stören, werden dieselben nach den Parteifarben von einander geschieden. In jener Ecke kneipen die Silesen, hier die Pommern, dort die Märker, da die Polen, eine jede Kouleur durch gehörige Distanz von einander geschieden. Der Hundetabled'hote, welche, bis auf die beaux restes der Knochen, womit jeder Glückliche in einen Winkel schleicht, unter Oberaufsicht der dazu befohlenen „Füchse“ steht, folgt das Gastmahl der großen Herren. Einfach, aber kräftig und zureichend, ist es schnell in die hungrigen Magen verschwunden, wo es das solide Fundament für die

Ueberschwemmungen gewährt, womit der Nachmittag bevorsteht.

Schrecken, Furcht und Staunen erregen die mächtigen Bierquellen, welche sich aus einer langen Fässerreihe, die drei- und vierfach über einander liegt, ohne Unterlaß ergießen. Es sind wahre Hekatomben von Gerstensaft, die dem König Gambrinus geopfert werden. Wohl fünfzig Personen, männlich und weiblich, beschäftigen sich mit dem Amt des Mundschenks. Denn die Zahl der Gäste, mit Einschluß der Musikchöre, die auch keinen Mangel an Durst zeigen, ist immer gegen Vierhundert.

Ein großer Ritterhumpen, eine mittelalterliche Reliquie der Burg Zobten, den kaum sechs Maß füllen, steht am Platz des ersten Präses, der hoch auf einem Throne von Fässern, je ihm zur Seite zwei Pagen, junge, bartlose Gesichter, sizt. Ihm zu Haupten, am Sims der Wand hängt das alte Zobtenwappen, und rings herum auf Standarten erheben sich die Wappen der Stadt und Universität Breslau, sowie der verschiedenen Landsmannschaften, deren Farben von den Fahnen, die rings um das Zelt aufgesteckt sind, herabwehen. Zum großen Theil, soweit die Bequemlichkeit zugibt, ist die Gesellschaft in ihrem bunten Kostüme, ein abenteuerlicher Anblick. Der alte „Zobtenfürst“, so heißt der erste Präses, sezt die Krone auf, hebt ein gewichtiges Schlachtschwerdt und schlägt damit donnernd auf die Tafel, daß es Ruhe wird. Es ist das Zeichen

des eröffneten Kommerses. Arndts Lied „Sind wir vereint zur guten Stunde" beginnt den Reigen. Ein schönes Herkommen aus der Zeit nach dem Freiheitskampf, dessen heilige Sitte ernst auf die Gemüther wirkte. So komisch sonst das Fest ist, das Lied wird mit Andacht und Würde gesungen.

Ist dieß vorbei, so geht der große Humpen zum Schmollistrunk herum, darauf beginnen die Toaste. Zuerst dem Gedächtniß der Vorwelt, zumal des Zobtenritters, der, wie ich mich jezt erinnere, zum Dank, daß ihn die Studenten, als man ihn in dem feindseligen Breslau, wo er unter dem Schutz der Nacht sicher sein Liebchen zu besuchen glaubte, entdeckte und zu fangen trachtete, verbargen und sodann glücklich über die Mauer halfen, die Stiftung für sich und seine Nachkommen gründete, die ganze Universität jährlich einmal mit einem großen Zechgelage auf dem Zobten zu bewirthen.

Die Stiftungsurkunde liegt gegenwärtig noch in dem Breslauer Stadtarchiv. In wessen Händen aber bei dem Aussterben des Rittergeschlechts das Kapital gerathen, will Niemand wissen. Wahrscheinlich ist, daß das Domkapitel, welches auf die ganze Verlassenschaft seine segensreichen Hände legte, in heiligem Eifer die weltliche Pfründe zu einer geistlichen kanonisirte. Wenigstens ertheilt man den Musensöhnen keinen Groschen zu ihrem Spaß. Dem Andenken des Ritters, das unter dem Tusch der Musik, dem Donner gut gestimmter

Kehlen, dem Anstoß der Gläser und Geklirr der Schläger, die schnell aus der Scheide blitzen, weit über die Gegend und bis zur Burgruine, die träumend von ihrer Höhe herabsieht, hinaufklingt, folgt eine lustige Gesundheit auf den weisen und gelarten Magistrat der Stadt Zobten, welche, so lang Van der Velde im Senat saß, durch zierliche Reimlein und durch Gegengruß an die akademische Jugend erwiedert wurde. Heute geschah es in schlichter Prosa, so recht im offiziellen Kanzleistile.

„Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Thaten sehn." Es waren wahrhaftig wunderbare Thaten. Kämen die alten Recken jezt aus ihren Riesengräbern und sähen das neunzehnte Jahrhundert um den Kommerstisch am Zobten versammelt, sie würden freudig gestehn: „Heil dir Deutschland, deine Jugend ist der alten Ahnen werth." An Artus Tafelrunde, wo doch das Zechen gut im Gange war, hätte jede dieser flotten Musen mit Ehren Platz gefunden. Ihr Magen war ein eigentliches Danaidenfaß. So viel deutsche Universitäten ich kannte, solch' ausgebildete Trinkvirtuosität sah ich nirgends.

Als Ehrengast entging ich der strengen Kontrole, welche über das richtige, gewissenhafte Einhalten der „Biersuiten" herrschte. Wiewol mannigfachen Zumuthungen ausgesezt, und durch Wiedersehn alter Bekannten aus der Lethe Strom, worin ich gern die Vergangenheit versinken lasse, gerissen, blieb ich doch

eigner Herr genug, durch eine gewagte Diversion mich den Umgebungen des Präsiden zu entziehn und das Freie zu gewinnen.

Indem ich den Burgweg durch die obern Häuser der Stadt pilgre, um, so weit es zulangt, den Berg zu besteigen, überholt mich ein bereits älterer Mann, der für seinen Spaziergang die gleiche Absicht zu haben schien. Der Mann hatte einen raschen, kräftigen Schritt, und, wenn gleich der Weg ziemlich steil sich hob, und der Abend die verhaltne Wärme des heißen Tages gar nicht kühlte, war sein Gang doch leicht und ohne Anstrengung. Ich schämte und ärgerte mich, als ich den „guten Abend", den er mir mit lauter und klarer Stimme zuwarf, mit keuchender Brust erwiedern mußte. Er hielt an und fragte, ob ich bis zum Gipfel stiege. War es sein Lächeln, das mich erboste, oder ein ehrgeiziger Antrieb, ich sagte ja und schloß mich schnell an seine Seite. Mit dem Aufgebot der lezten Kräfte erreichte ich zu gleicher Zeit mit ihm das hohe Ziel. Ein freudiger Ausruf über den Lohn der kurzen Mühe brachte ihn zum entzückenden Genuß eines herrlichen Sonnenuntergangs, während ich in äusserster Erschöpfung an einen Steinbock gelehnt empfindungslos für die schöne Natur ins Blaue hinausstarrte.

„Sehen Sie", sagte der neue Begleiter, indem er auf mich zutrat und mit dem Stock nach Osten wies, „sehen Sie den hohen Bergsattel ganz zulezt, nur in schwachem Umriß über den Horizont hervor dämmern,

das ist der Altvater, an dessen Fuß Freiwaldau und Gräfenberg liegen, von wo ich eben komme."

„Sie kommen aus Gräfenberg und haben da die Wasserkur gebraucht?" fragte ich schnell.

„Ja freilich, sehen Sie mir es nicht an?"

„Sie sehen ausserordentlich wol aus und müssen den Altvater oft bestiegen haben, daß Ihnen die Aszension auf den Zobten so leicht wird, als wenn Sie eine kleine Treppe steigen."

„Nicht das einmal, lieber Herr, konnte ich vor noch dreiviertel Jahren; diese Beine waren von der Gicht so zusammengezogen, daß ich mich auf einem Rollstuhl fahren ließ und eher der Einsturz des Himmels möglich hielt, als auf eignen Füßen einen Berg besteigen.

Ich schüttelte doch ein wenig den Kopf.

„Sie glauben nicht", fuhr er lebhaft fort, „Sie glauben nicht, das nimmt mich kein Wunder, denn ich selbst greife mir täglich an die Beine, als Beweis, daß es noch die alten sind. Sie sind es aber doch, nur gerade, kräftig, gesund, ohne Podagra und Gicht. Lassen Sie sich rathen. Ich merke wohl, Sie sind auch nicht mehr in der Unschuld des Naturzustandes, wo Gott den Menschen schuf. Thun Sie bei Zeiten dazu. Ihr Uebel steckt frisch und jung im Körper. Es dauert nicht lange, um es auszutreiben. Folgen Sie mir, gehen Sie zum Priesnitz. Auf der Stelle. Zögern Sie, geht es Ihnen, wie mir; Sie bringen sich

um die schönsten Jahre, und wenn Sie dann endlich folgen müssen, und es Ihnen auch so gut geht, wie mir, die Jugend ist weg und das Alter beschleicht Sie, wogegen auf dieser Erde Nichts hilft. Folgen Sie, gehen Sie nach Gräfenberg, heute lieber, als morgen."

Fast lachte ich ihm ins Gesicht. „Nach Gräfenberg, zum Wasserdoktor Priesnitz? ich bitte Sie, ist das Ihr Ernst? Das rathen Sie mir, der ich ganz andre Dinge vorhabe, als die unsinnigen Wasserexperimente eines närrischen Bauers zu büßen. Ich bin auf Reisen, will die Welt sehen, ich gehe zum Winter nach Italien, wenn ich krank bin, werde ich dort gesund."

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, bei den alten Römern sich eine Grabstätte zu suchen, reisen Sie in Gottes Namen. Ihre Ausfälle gegen Priesnitz verzeih' ich gern, wahrscheinlich ist Ihr Herr Vater ein Doktor oder Apotheker, oder Sie selbst sind ein eifriger Adept der Medizinalkollegien und Gift- und Hexenküchen unsres aufgeklärten Jahrhunderts. Wie Sie fröstelu, da uns Rübezahl seinen Abendgruß auf Windesfittigen herüberschickt. Uebrigens Nichts für ungut. Kommen Sie herab, die Nacht bricht an. Unterwegs erzähle ich Ihnen meine Passionsgeschichte. Frommt's auch zu weiter nichts, so unterhält's."

Es glänzten Lichter aus den Fenstern, als wir im Städtchen anlangten. Am Wirthshaus auf dem Markte stand eine leichte Kalesche, bereits angespannt. „Ich fahre nach Breslau", sagte der Fremde, „wohin

mein Gepäck auf der Post vorausgegangen ist. Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß ich von Schweidnitz herüber den Abstecher hieher machte. Der schöne Tag und der Uebermuth verjüngter Kräfte verlockten mich zu diesem Intermezzo. Wollen Sie mich begleiten, soll es mir große Freude sein. Kaum glaube ich, daß sie nach unsrem Gespräch noch Lust verspüren werden, zu den Orgien Ihrer Kameraden zurückzukehren."

Mit Dank nahm ich den Vorschlag an. Die Unterhaltung mit dem neuen Bekannten hatte mich zu lebhaft angezogen, als daß ich nicht länger davon zu gewinnen hätte suchen sollen. Unter den Umherstehenden war ich der einzige, der mit ernstem Gesicht zusah, als der Fremde zwei große Biergläser frisches Wasser, das er sich selbst aus dem Marktbrunnen schöpfte, mit sichtbarem Genusse trank. Auffordernden Blickes reichte er mir den Becher mit seinem Labsal angefüllt, und, was ich sonst schwer vermocht, ich trank ihn bis zur Nagelprobe aus. Gut, daß die Bruder Studios davon Nichts wußten, ich glaube, sie hätten mich für alle Zeiten in Bierbann gelegt. Der tobende Lärm des Bachanals scholl weit in die stille Nacht herein, und die rothe Gluth der Pechpfannen, die rings um das Zelt brannten, streifte mit irren Lichtern über die Gegend. Nicht lange nach uns mochte auch die wilde Schaar aufbrechen, denn bald sahen wir die Fackelscheine weit hinter uns leuchten.

Als wäre es eine jahrelange Bekanntschaft, so

herzlichen Abschied nahm ich von dem Fremden, um dessen Namen weder ich, noch er um den meinen fragte.

„Nun ich habe Ihr Versprechen, Sie gehen nach Gräfenberg und morgen schon. Mein Weg führt mich weit aus Deutschland. Kaum möglich, daß wir uns je wieder sehen. Doch, wo wir seien, ich hoffe, im Gedächtniß des Vincenz Priesnitz werden sich unsre Ideen und Gefühle liebevoll und dankbar begegnen. Leben Sie wohl."

Er reichte mir die Hand, die ich lebhaft drückte. Schon schwebte mir die Frage nach seinem Namen auf der Lippe, als aus dem Haus, wovor wir standen, ein Mann trat, und in mir ganz unbekannter Sprache einige Worte zu ihm sprach, worauf er mit der Hand noch kurz mich grüßend, unter der Thüre verschwand.

Ich sah an dem Haus herauf. Es war groß, und mit alterthümlicher Skulptur beladen. Die ganze Facade lag in tiefem Schatten, kein Licht sah aus den Fenstern. So zufällig die Bekanntschaft war, sie hatte mich ganz eigen affizirt und ich hätte viel darum gegeben, zu erfahren, wer der fremde Mann gewesen. Ich haschte schon auf der leeren Straße nach einem Vorübergehenden, der mich bescheiden könnte. Umsonst, ausser dem Tritt einer nahen Schildwache war kein lebendes Wesen zu hören. Am Ende lachte ich selbst meine Geheimnißthuerei aus und

schlug mich durch das Gewirr der nächsten Gassen zu unsrem Gasthofe hin. Der Onkel war bereits an frühem Abend von Ohlau zurückgetroffen.

II.

„Allerwenigstens bist du ein Narr, mein lieber Neffe", sagte mir der Onkel geradezu ins Gesicht, als ich ihm meine Absicht, nach Gräfenberg zu gehen, am andern Morgen beim Frühstück verkündigte. „Gehe du hin; ich hatte dir wohl einen Reisepfennig zugedacht, das heißt, wenn du in das Land der Zitronen und Orangen gegangen wärest, aber für den vermaledeiten Wasserdoktor habe ich nicht einen rothen Silbergroschen in der Tasche."

Unmuthig erhob sich der Oheim und riß das Fenster auf, wo er seinen Aerger aus der Pfeife in dicken Rauchwolken fortblies.

Ich muß sagen, jene Drohung war mir ein schlimmer Donnerschlag für meine Hoffnungen, ich mußte fürchten, um den „goldnen Regen" des Oheims zu kommen. Gott weiß, wie über Nacht mir die Erkenntniß gekommen war, nur Vincenz Priesnitz könne der Heiland meines Körpers werden. Nach kurzem Kampf war ich entschlossen, selbst den glänzendsten Friedrichsdoren meine Ueberzeugung nicht aufzuopfern.

„Nun Junge, du fährst doch zuvor mit mir nach Haus zurück, ehe du in deine Wasserschwemme dich be-

gibst. Was das an einen vernünftigen Menschen eine Zumuthung ist, eine Fischotter zu werden. Sapperlot, am Ende soll ich meine steife Hüfte, die ich mir wacker bei Kulm verdiente, mit Wasser wieder gerad und gelenkig kriegen. Nein, und wenn die ganze Welt auf den Köpfen geht, ich bleibe auf meinen Füßen stehen. Kennst du den Vers nicht aus des alten Arndts Lied:

Was soll ich mit dem Zeuge machen
Dem Wasser ohne Saft und Kraft,
Gemacht für Kröten, Frösche, Drachen
Und für die ganze Würmerschaft?
Für Menschen muß es besser sein
Drum bringet Wein und schenket ein.

Das ist mein Orakel, — doch, des Menschen Wille bleibt sein Himmelreich. Drum geh du armer, kranker, thöriger Mensch, wohin dich deine wahnsinnige Anwandlung treibt. Schwitze dir meinetwegen alle Wissenschaft aus dem Leibe, die dich so elend gemacht hat. Großer Gott, was ist das heutzutage für eine Jugend von zwei und zwanzig Jahren! Ich lasse anspannen, mache dich fertig."

Er stürmte hinaus und warf die Thüre zu, daß Decke und Wände zitterten. Ein gutmüthiger Polterer! Täuschten mich nicht alle Zeichen, so habe ich heute Abend des Onkels goldnen Segen, trotz Gräfenberg und Priesnitz, sicher in der Börse. Mit neuen Scheltworten trat er kurz darauf ins Zimmer.

„Du schwacher Mensch und hoffnungsvoller Was-

serkuraspirant bist du wol im Stande, nach Haus zu fahren und die geduldigen Braunen, deine künftigen Trinkgenossen, zu leiten.“

„Gewiß, lieber Onkel und Sie sollen zufrieden sein.“

Und er war es.

Mit dem Segen seines Herzens trefflich ausgestattet, nehme ich von dem lieben Mann am andern Tag bewegten Abschied. Als wir am Schloßteich standen, in dessen Mitte ein munterer Springquell steigt, fragte mich der Onkel ganz treuherzig: „aber prächtiger Junge, da fällt mir ein, du könntest ja bei mir diese Elementarkur deiner Gesundheit machen, der Brunnen am Schafstalle hat ein ausgezeichnetes Naß, wovon meine Heerden vorzüglich gedeihen, hier hast du ein weites Bassin zum Baden und der Springquell ist eine vollkommene Douche. Und was deinen Musjö Priesnitz betrifft, der, wie du sagst, das Thier im Menschen behandelt und dessen ganze Kunst nichts weiter als eine von diesen Bestien auf uns angewandte Experimentalphysik ist, so kennst du ja meinen Jörge, den alten Förster, der vortreffliche Viehstudien gemacht hat, genug, um seiner tiefen Weisheit zu vertrauen. Drum, bleibe bei mir Max.“

„Onkelchen, s'ginge wohl, aber s'geht nich, darum laß mich gehen, trinken, baden, schwitzen auf des Berges Höhen.“

„So lebe wohl, alle guten Götter mit dir und deiner wässrigen Zukunft.“

Die Pferde zogen an und brachten mich schnell nach dem vier Stunden entfernten Brieg. Hier verabschiedete ich den Kutscher des Onkels und wartete bis Nachmittag auf den Postwagen, der über Grottkau nach Neiße führt.

Die Zeit füllte ich aus, einen Brief nach Haus zu schreiben. Es war eine eigene Resignation, womit ich schrieb. Die Gräfenberger Wasserkur galt damals noch für das Ultimatum des Todes und nach ihr ging es direct in das Grab. War ich nun so weit zum Lebensziele nicht vorgerückt, litt ich doch unter dem Vorurtheil, das mich für den armen Lazarus oder auf den besten Fall für einen närrischen Sonderling erklärten. Allein ich dachte, besser man fängt eine Reise nach Italien mit Gräfenberg an, als man beschließt sie da. Nicht nur gesunden Körper, auch gesunden Geist braucht man dazu, und dessen Schwingen waren damals lahmer, als des erstern. Während ich schrieb, lief mir die Krankheit so durch alle Adern, daß, wie ich später erfuhr, diese innere Wahrheit meines Zeugnisses die Ueberzeugung jedes Lesers gewann.

Endlich, nach tödtlicher Langeweile mehrer Stunden kam die Post. Meine Erwartungen auf einen Leidensgefährten mit gleichem Reisezweck blieben aus; ich war der einzige Passagier. In Brieg war es mir unmöglich gewesen, ein einziges der bereits mehrfach

erschienenen Schriftchen über Priesnitz und Gräfenberg zu bekommen. Es sind zwar zwei Buchhandlungen daselbst, aber so verwahrlost, daß Heines Reisebilder und die Spaziergänge des Wiener Poeten ihre neuesten Novitäten waren. Die Unterhaltung des Konducteurs entschädigte mich reichlich für alle Lektüre. Seine erste Frage an mich war: „Sie gehen gewiß nach Gräfenberg?" Und nun erzählte er mir eine ganze Menge tröstlicher Beispiele, die Muth und Vertrauen ausserordentlich hoben. Viel klägliche, an allen Gliedern gelähmte Patienten habe er schon dahin gefahren, die man in und aus dem Wagen heben gemußt; kaum sei ein halb Jahr vergangen, als dieselben Krüppel, strotzend von Lebenskraft und Fülle, wie junge Rehe den Wagentritt herauf- und herabgesprungen. „Sie werden gar nicht so lange brauchen, um wieder lustig zu werden."

Da der Mann über die Wunder des Wassers ganz in Eckstase gerieth, so fragte ich ihn, ob er auch ein werkthätiger Anhänger des Priesnitz sei. „O bewahre", antwortete er, „das dürfte ich mir nicht unterstehn."

Wir fuhren eben in Grottkau, der Station, ein, wo das Rasseln des Wagens über das holprige Pflaster jede Konversation unterbrach. Am Posthaus stieg ich aus, wol mit dem geheimen Wunsch, die lange Zeit der Entbehrung durch einen verbotenen Genuß zu verschmerzen. Ich forderte eine ganze Flasche Ungar;

mit Achselzucken bedauerte der Wirth, damit nicht dienen zu können, seine Gäste tränken alle Schnaps; davon habe er einige ausgezeichnete Doppelliqueure aus der ersten Destillirfabrik in Breslau. Diese Aussicht schreckte mein Gelüste doch, und ich beschloß, die Henkersmalzeit bis Neisse aufzusparen. Wie ich mich umsehe, steht der Konducteur hinter mir, ein großes Baßglas bis an den Rand mit dem süßem Gift angefüllt.

„Profit, auf den guten Wassererfolg", sagte er und trank mit einem Schluck das Glas zur Hälfte leer. „Sie brauchen nicht zu erschrecken, preisen und loben darf ich das Wasser, aber trinken keinen Tropfen, denn ich glaube, die Wirthe machten mich todt; gelt Alter?"

Der Wirth bekräftigte den guten Vorsatz mit derbem Handschlag. Es ist grausig, wie arg in Schlesien, besonders in dem obern Theil, wo bereits der slavische Volksstamm durchstreift, die Branntweinpest sich verbreitet hat. Die reichsten Leute sind dort überall die Branntweinbrenner.

Die Sonne war bereits hinunter, als wir in Neisse durch die langen Festungsthore einfuhren. Ich möchte doch in keiner Festung wohnen. Wenn das schwere Gitterthor hinter uns herabfällt, klingt es, als wenn der Sargdeckel über die Freiheit fällt. Neisse gehört zu den schlimmsten Erinnerungen Preußens an die traurigen Jahre von 1806 und 1807. Es fiel, wie seine Nachbarn, Glatz, Schweidnitz, Kosel und

Silberberg durch die Feigheit des Kommandanten. Die ganze schlesische Gränze nach östreichischer Seite hin starrt von Bastionen, Schanzen und Festungen ersten und zweiten Grades. Die engen Gebirgspässe machen den Zutritt um so schwerer und gefahrvoller. Zumeist rühren die Fortificationen von Friedrich dem Großen her, welcher das neuerworbene Schlesien hinter Schloß und Riegel legen wollte.

In Neisse mußte ich die Nacht verweilen; denn die Post schlägt eine andere Route nach Kosel und Ratibor ein. Ueberhaupt ist es mit dem Fortkommen in dieser Gränzgegend fatal. Der Postencurs ist unsicher und an eine tägliche Beförderung gar nicht zu denken. Immer gehört noch die Route über Neisse zu den besten, sicherlich bequemsten. Nur erkundige man sich in Breslau genau, an welchen Tagen der Wagen ununterbrochen bis nach Freiwaldau (Gräfenberg) fährt, sonst bleibt man, wie ich, verlassen in Neisse sitzen. Es blieb mir nur übrig, eine besondere Gelegenheit zu miethen, die ich in einem Korbwagen, nach Landessitte mit Leinwand überspannt, auch bald erhielt. Solches Fuhrwerk ist in Schlesien ganz allgemein, selbst die reichsten und vornehmsten Gutsbesitzer fahren für ihre Person ungenirt damit in die Stadt. Die Bespannung ist polnisch, drei, vier Pferde neben einander; überall trifft man die kleine niedrige Pferderace, welche so schnell auf den Beinen ist; nir-

gends in Deutschland fährt man gleich rasch und weit, als in Schlesien.

Die Morgensonne brachte einen herrlichen Tag herauf. Noch lag der Thau auf den Wiesen und der Nebel jagte in den Gründen, als ich am Gränzpfahl unter die Fittiche des kaiserlich königlichen Doppeladlers gerieth. Eine kurze Visitation, die ich mit ruhigem Gewissen aushielt, läßt mich die dasigen Mauthbeamten aufrichtig loben, welche ihr an und für sich widriges Geschäft mit vieler Delikatesse vollzogen.

Der Weg ist gar schön und reich an romantischen Ansichten. Die Sudeten, das Mittelglied zwischen dem Riesengebirge und Karpathen, die Gränzscheide zwischen Schlesien und Mähren erinnern in ihrem Charakter lebhaft an die böhmische Seite des Erzgebirges und das Mittelgebirge in der Umgebung von Töplitz. Theils mit Laub-, theils mit Nadelholz bewachsen, zeigen sie besonders in den Thälern schroffe Felsenabhänge in pittoresker Gestaltung. Nur an Farbe fehlt es zumeist der Landschaft, wie dieser Mangel den mitteldeutschen Gegenden überhaupt eigenthümlich; es ist weder der Duft des Südens, noch die durchsichtige, spiegelreine Klarheit des Nordens.

Eine sorgfältig gepflanzte Straße hart am Ufer der raschen Biela, läßt nach stundenlanger Waldeinsamkeit auf die Nähe menschlicher Bewohner schließen, deren Häuser aus der nächsten Thalbiegung heraus-

schimmern. Es ist Freiwaldau, ein regsamer Fabrikort, recht freundlich gebaut, mit einer Seelenzahl von etwa dreitausend, und mit jedem Jahre an Glanz und Ruhm wachsend, die es seinem besten Bürger, dem Vincenz Priesnitz, verdankt. Den Berg, welcher sich am rechten Ufer des silberklaren Wassers erhebt, zieht längs desselben in grünender Schlucht ein kleines Dörfchen (oder vielmehr die ländliche Vorstadt Freiwaldau's) aufwärts. Der Berg heißt „der Gräfenberg" und nach ihm führt die Kolonie von etwa fünf und zwanzig Häusern den gleichen Namen. Sie entstand zu Anfang der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dadurch, daß mehre ackerbauende Freiwaldauer Bürger, um näher bei ihren Feldern zu sein, hier ihre Häuser erbauten. Unter ihnen hieß der wohlhabendste, ein gewisser Priesnitz, Grosvater des Vincenz Priesnitz, der dem anspruchlosen, kaum über die nahe Gränze hinausgekannten Gräfenberg und dem Mutterort Freiwaldau europäischen Ruf geben sollte.

Freiwaldau bildet den Hauptort der Herrschaft gleichen Namens, welche in bedeutender Ausdehnung, zum Nießbrauch des jeweiligen Fürstbischofs von Breslau gehört. Auch hier ist jezt eine Filial-Wasserkuranstalt unter der Aufsicht des Hrn. Josef Weiß gegründet, die jedoch wöchentlich von Priesnitz kontrolirt wird, darum im Ganzen seiner eigenen gleich steht. Für bequeme häusliche Einrichtung bietet oder bot damals

wenigstens Freiwaldau, als Stadt, manche Vorzüge vor dem Dorfe Gräfenberg. Allein wie nun einmal manche Seele sich nicht eher beruhigt, als bis sie an den Pabst gegangen ist, so ging es mir, ich mußte durchaus nach dem Gräfenberg, unter Priesnitz unmittelbare Augen.

III.

Mittagszeit war nahe, als ich vor dem Priesnitzschen Hause abstieg. Ich fand ihn in seinem Berufsgeschäft abwesend und hatte daher volle Zeit, die Umgebungen zu mustern. Es sind etwa zwanzig Häuser, die durch Gärten von einander geschieden, sich nach der Höhe des Gräfenbergs heranziehen, und als leztes, am obern Ende, steht das massive Kurhaus, erst vor Kurzem vollendet. In seiner Nähe waren mehre Neubauten in vollem Gange. Ein großer Schutthaufen, dessen Abtragung viele Hände beschäftigte, erinnerte an das Unglück, welches erst vor wenig Tagen durch den Einsturz eines Gebäudes geschehen war. Zwei Zimmerleute blieben todt auf dem Platz, eine große Anzahl wurde mehr oder minder schwer beschädigt. Diese mit den verrenkten Gliedern und gebrochnen Knochen hat Priesnitz sogleich in seine Anstalt genommen und, wenn ihm, was ihm an sich so wol gelang, auch an Andern gelingt, werden dieselben vollkommen hergestellt.

Als achtzehnjähriger Knabe fiel Priesnitz von einem Erndtewagen herab und brach einige Rippen. Es enstand

daraus in den Organen der Brust ein entzündliches Leiden, und der herbeigerufene Wundarzt sprach für die Zukunft ein trauriges Geschick voraus. Priesnitz beschloß, diesem Manne nicht ferner zu vertrauen, sondern seine Heilung unter Gottes Hilfe selbst zu versuchen. Mit richtigem Scharfblick auf seinen Zustand suchte er dem Körper eine solche Lage zu geben, daß die leidende Seite frei war. So brachte er es mit großer Ausdauer und durch anhaltend tiefes Einathmen dahin, daß die Knochenenden wieder in ihre gewöhnliche Verbindung traten und die entzündlichen Zufälle des Lungenorgans, mittelst stets erneut aufgelegten, feucht kalten Umschlägen und dem innerlichen Genuß frischen Quellwassers beseitigt wurde. In wunderbar kurzer Zeit konnte er rüstig und gesund den Landbau für den ergrauten Vater besorgen. Auf Anlaß seiner eigenen Heilung wendete er mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinn das befreundete Element, zunächst in verschiedenen Krankheiten der Thiere an.

Daß er von der Kur seiner Ochsen auf die der Menschen überging, wird ihm zu lächerlichem Vorwurf gemacht. Und doch gerade, daß Priesnitz die hochmüthige Gelehrsamkeit verschmähte und in dem elenden, gebrechlichen Menschenkörper, dasselbe Naturgesetz erkannte, als im thierischen, hat ihm die Quelle der Wahrheit geöffnet. Aber nicht lange sollte er sich in so engem Kreise bewegen. Der wahre Wohlthäter seiner Heimath, deren Gesundheit bald so allgemein wurde,

daß kein Medizindoktor sich länger halten konnte, mußte er seinen Segen auch der weitern Umgebung zuwenden, bis die Allgewalt der neu entdeckten Wahrheit sich zum wissenschaftlichen Markt des Lebens Bahn brach und trotz Anfeindungen der Dummheit und des Neides auf jene lichte Höhe gelangt ist, gegen welche die Nebel und Schatten der Tiefen vergeblich ankämpfen.

Das Zimmer, worin ich mich befand, sah so ländlich schlicht aus, daß es mir schwer wurde, an den reichen Eigenthümer zu denken, der es bewohnt. Die Wände waren sauber geweist, bis über die Hälfte der Höhe mit gebeiztem Eichenholz getäfelt und mit sehr einfachen Schildereien behängt, der Fußboden nach Bauernsitte mit weißem Sand bestreut. Eine schwerfällige Lade, die zur Seite des mächtigen Kachelofens stand, enthielt eine reiche Auswahl massiven Silbergeschirrs, wahrscheinlich die Ausstattung der noch ziemlich jungen, behäbigen Hausfrau, die eben eintrat, und sich mir zur Unterhaltung an das offene Fenster gesellte.

Das Weib hing mit wahrer Schwärmerei an ihrem Gatten. Bereits achtzehn Jahre verheirathet kann man am Morgen nach der Hochzeit nicht verliebter sein. Was ihre Liebe wahrhaft heiligt, ist die fromme, inbrünstige Verehrung für den schönen Beruf ihres Gatten. Auch ohne das eheliche Band würde sie der eifrigste Apostel sein. Priesnitz hat an ihr für sein

Herz eine wahre Perle und dabei für sein Einkommen eine reiche Quelle. Wo er zugleich der Arzt und Wirth seiner Patienten ist, da gehört ihm für die lezte Eigenschaft eine Unterstützung, welche zureicht, ihm für die erste Pflicht die Hand zu geben und in beiden gleichen Schritt zu halten.

In blühenden, gesunden Kindern erzieht sich Priesnitz die theuersten Unterpfänder für die Sicherheit seiner Heil- und Lebensart. Es ist ein schlechterfundenes Mährchen feindseliger Mediziner, das sich auch in die öffentlichen Blätter verlor, als habe Priesnitz, im Traume durch eine Erscheinung aufgefordert, seine älteste kranke Tochter dem Doctor und Apotheker anvertraut, durch deren Macht — hier weichen die Lesarten von einander ab — die einen sagen, das Mädchen hergestellt, die andere, gerade das Gegentheil, nämlich gestorben sey. Das Eine, wie das Andere ist erdichtet. Die Tochter lebt in Fülle der Gesundheit und hat so lange sie krank war, nur die väterliche Hülfe erfahren.

„Dort sehe ich meinen Mann kommen", rief die Frau und mir klopfte das Herz vor Neugier. „Ich lasse Sie allein, doch hoffe ich, werden Sie unser Gast bleiben, darum auf Wiedersehn."

Kaum war sie hinaus, als die Thüre aufging und Priesnitz mit einem biedern „Gott grüß Sie" hereintrat.

Der erste Eindruck entscheidet oft wahr und rich-

tig. Die kurze Pause, bevor unser Gespräch beginnt, reicht hin, sein Porträt zu zeichnen.

Die äussere Erscheinung ist schlicht und anspruchslos, weder befangen, noch pretentiös, weder unbedeutend, noch imposant, weder unsicher, noch herrschsüchtig; sie ist rein natürlich, schmucklos, aber offen, wahr, ein reines Spiegelbild des innern Menschen. Schnurstracks der grellste Kontrast der verkrüppelten Treibhausgewächse unsrer modernen Erziehungssysteme. Denn so weit ist es mit der Unnatur gekommen, daß wir sie selbst für die allein wahre, ächte Wirklichkeit halten! Priesnitz Körper hat die gedrungenen Formen, welche die stete Uebung der Sehnen und Muskeln gewährt, — die Eigenschaften des normalen Wolseins in einem fehlerfreien Gliederbau. Und keine Abnahme ist sichtbar, Kraft und Haltung sind nicht erzwungen, um im unbelauschten Augenblick zusammenzubrechen, nein, sie sind in vollem, ununterbrochenem Gebrauch. Die frische Röthe der Gesundheit breitet sich über das Gesicht, dessen kluge Augen mit durchdringender Klarheit in die Natur schauen. Schöne Züge hat Priesnitz nicht. Doch wie bei einem Holbeinschen oder Kranachschen Bilde ist der Geist gleich aus einem aufgeschlagenen Buche, daraus zu lesen. Das Haar, einfach rückwärts gekämmt, öffnet die hohe freie Stirne, auf welcher die Menschenliebe Platz genommen hat. Sein Anzug bequem, doch sorgfältig und reinlich, ist in der besten Tracht des Landes gehalten. Priesnitz kann zum Heil

der Menschheit noch lange Jahre leben, denn 1794 geboren, steht er im Zenith der männlichen Kraft.

„Was klagen Sie?“ fragte er, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber, — „und erzählen Sie aufrichtig.“

Ich beichtete gewissenhaft und entleerte mich aller Schuld. Ruhig saß mir der rettende Heiland gegenüber, durch beifälliges Nicken die lezten Geständnisse entlockend.

„Ich will Sie behalten“, sagte er, als ich meine Leidensgeschichte beendet, „das Gift der Medizin liegt noch jung im Körper, im schlimmsten Fall kommen Sie mit einem Vierteljahr davon.“

Er reichte mir die Hand und bat mich ihn zu begleiten, damit er mir meine Wohnung anweisen, und die nächsten Verhaltungsregeln geben könne.

„Ansprüche auf große Eleganz in der Einrichtung Ihres Zimmers dürfen Sie nicht machen. Das Haus, was Sie vor sich in Ruinen liegen sehen, sollte den verwöhnten Badegästen, die nun einmal den Komfort nicht entbehren können, genügen, jezt ist es eingestürzt und wird vor kommendem Jahre nicht vollendet. Doch sollen Sie nach Zufriedenheit logiren; wir sind zur Stelle, treten Sie ein, bücken Sie den Kopf, daß Sie nicht anstoßen.“

— Das Haus, wo ich Monate zubringen sollte, war im besten ländlichen Charakter von Holz gebaut, und mit Schindeln gedeckt; vom Giebeldach hing aus dem Heuboden ein Krahn herab, darüber flogen Tauben

im Schlage aus und ein und an den Dachpfosten befanden sich zalreiche Staarmästen. Die Verblendung des Hauses war bloßer Anwurf von Kalk; die Fenster waren schmal und niedrig, die obern Flügel in runde Gläser mit Bechstreifen gefaßt, und konnten durch graue Läden geschlossen werden. Vom Erdgeschoß bis hinauf zum ersten Stock breitete ein Pfirsichbaum sein grünes Spalier, und ein sorgfältig gepflegtes Gärtchen umgab von allen Seiten die ländliche Wohnung. Reizend war die Lage. Der höchste Punkt der Gräfenberger Kolonie übersah man dieselbe in ganzer Ausdehnung bis hinab nach Freiwaldau und von da thalauf- und abwärts in die anmuthigen Gründe der Biela und Staritz. Hart im Rücken, so nahe, daß der Waldboden bis an die Umzäunung des Gartens streift, erhob sich der Gräfenberg, dessen Haupt ein hochbestandner Forst krönt.

Aus des Berges Felsenherzen quillt der Born des Lebens. Ohne hydraulische Kunstwerke wird das Wasser in hölzernen Röhren unterhalb der Erde zu den Bade- und Wohnhäusern und in die schmucklosen Brunnen geleitet. Kein Tempel auf korinthischen Säulen wölbt sich darüber, nicht in marmorene Becken sprudelt das Element, kein Kabinet kostbarer Trinkbecher spekulirt auf Eitelkeit und Eigennutz, keine Kolonade mit dem Schaugepränge eines Bazars zur Seite macht den Spaziergang zur öffentlichen Ausstellung des Sehens und Gesehenwerdens, — Nichts von allem diesem leeren Prunk, unter freiem Himmel, aus

dem hölzernen Troge, aus dem gewöhnlichen Glase, auf dem grünen Wiesenteppich, beim Rauschen der hohen Tannenwipfel trinkt der Kranke das köstliche Naß. Was fragt er nach dem langen Stammbaum seiner Analysis und der mineralogischen Terminologie der sogenannten Gesundbrunnen, wenn der reine, klare Trunk die erstorbenen Glieder zur Auferstehung weckt? Das Gräfenberger Quellwasser ist von so lebendiger Frische, wie ich nirgends getrunken. In kurzer Zeit bekommt man eine wahre Leidenschaft darnach, einen fortwährenden Wasserdurst. Doch ist Maßhalten Priesnitz erste Vorschrift; als normal nimmt er ein tägliches Maaß von zwölf bis sechzehn Gläser an. Was das Gerücht von vierzig, fünfzig Bechern spricht, sind Uebertreibungen des Spottes, oder Anfeindung.

Der erste Brunnen, der aus der Erde Schoos sich öffnet, strömt vor meiner Wohnung. Fast jedes Haus verkündet symbolisch in diesem Wahrzeichen seine Bestimmung. Priesnitz zog ein Glas aus der Tasche, füllte es, und trank mir mit dem perlenden Elemente herzliches Willkommen zu.

Wir stiegen die gebrechliche Treppe hinauf. Priesnitz öffnete eine der antiken, mit vielem Eisen beschlagnen Thüren und lud mich ein, Besitz von meinem neuen Reich zu nehmen. Ein sehr geräumiges, nur mit den nothdürftigsten Möbeln von einfachster Arbeit ausgestattetes Zimmer, rings herum bis über die Hälfte

der Wand mit Eichenholz getäfelt, das die Länge der Zeit dunkel gebräunt hatte, in der Ecke von kolossalem Umfang, um die biblischen drei Männer aufzunehmen, der Ofen, mit bunter Bilderpracht beladen. Drei Stufen führen zu dem erhöhten Schlafkabinet, von dessen Fenster aus sich das köstliche Thalpanorama breitet. Im Hintergrund steht, gewiß ein altes Erbstück, das hohe Himmelbett, dessen aufgesteckte Gardinen von weißestem Linnen sind, wie es nur die berühmten Webstühle Schlesiens gewoben haben.

„Sie haben interessante Hausgenossenschaft; auf demselben Saal mit Ihnen wohnt der General Skrynecky und zu ebener Erde der Oberst Kicki. Ich werde Sie bei Tisch zusammensetzen und gegenseitig vorstellen. So eben bringt man Ihre Effekten, richten Sie sich ganz nach Gefallen ein, ich verlasse Sie jezt. Auf baldiges Wiedersehen."

Also war Ankunft und Empfang auf dem Gräfenberg.

IV.

Die Hausordnung, welche im Kursaal doppelt, sowie in jedem Wohnhause einmal wenigstens aushängt, ist das Grundgesetz der ganzen Heilanstalt. Peinlich bewacht Priesnitz das strenge Einhalten, ohne jedoch eine jede Verletzung zu verhüten. Ein Schicksal, das die seinige mit großen Staatsverfassungen theilt.

Die Gesetzesartikel sind kurz und verständlich, z. B.:

§ 1.

Jeder Kurgast unterwirft sich in Allem den Landesgesetzen. Hasardspiele sind sowol deßwegen, als wegen ihres nachtheiligen Einflusses auf die Gesundheit verboten.

§ 2.

Jeder Ankommende legitimirt sich durch einen Paß.

§ 9.

Hunde zu halten ist nicht erlaubt. Auch wird für diese unter keiner Bedingung Futter gegeben.

§ 11.

Tabak zu rauchen ist im Saale nur, nachdem die Speisen abgetragen sind, erlaubt.

§ 13.

Mit brennbaren Gegenständen ist vorsichtig umzugehen. — Die Bedienung ist angewiesen, sich um zehn Uhr zur Ruhe zu begeben, theils damit Kranke nicht durch sie gestört werden, theils der Moralität willen.

§ 16.

Vor halb sechs Uhr früh ist alles Geräusch zu vermeiden, um die Ruhe der Kranken nicht zu unterbrechen.

§ 17.

Der Gebrauch von Medizin ist ein für alle Mal untersagt, ebenso jedes geistige Getränk.

Der Hunde-, besonders aber der Rauchartikel haben schon große Anfechtung erfahren. Neben den Fatalitäten, welche der Zusammenfluß der müßigen Bestien schon an und für sich verursacht, hält Priesnitz deren Ausdünstung für manchen Patienten schädlich. So ist es auch mit dem Rauchen. Priesnitz hat mit der Erlaubniß dazu dem deutschen Herkommen der Tabakspfeife ein schweres Opfer gebracht. Diesen qualmenden Trost lassen sich nun so eingeräucherte Schornsteine, wie die Deutschen sind, nicht nehmen. Wenn Petrus bei der Himmelsthüre eine schmauchende Seele abweist mit dem Bedeuten, daß Herrn mit langen Pfeifen keinen Einlaß finden, so wird die deutsche Seele sich lieber anderswo nach einem Unterkommen umschauen.

Natürlich, daß es in Gräfenberg nur eine Apotheke gibt, die der Mutter Natur gehört, — der große Hausbrunnen, im Hofe der Priesnitzischen Wohnung gelegen, das Stelldichein der Wassergläubigen, und der Göttin Hygiea mit der freundlichen Najade des Brunnens. Eine traurige Begebenheit gibt ihm historisches Alter. Im dreißigjährigen Kriege (1640) wurde der Urvater unseres Vincenz nebst einer blühenden Tochter bei dem Ueberfall eines Streifcorps am gedachten Brunnen ermordet. Seitdem heißt er rings in der Umgegend der Priesnitz-Brunnen.

Das heimliche Mediziniren neben der Kur ist streng verpönt. Priesnitz hat einen eigenen Geruch, womit er jedes Apothekerprodukt wittert. Es ist un-

begreiflich, wie schwer sich die Ketten der Vorurtheile zerbrechen. Mancher Kranke kann sich nur mit fremder Gewalt von den Pulvern, Mixturen und Essenzen losmachen, womit man ihn seit der Wiege her gefüttert und getränkt hat.

Priesnitz führt ein diktatorisches Regiment und das von Rechtswegen. Groß Glück für seine Gäste, daß ihr Wirth und Meister zu seinen übrigen seltenen Eigenschaften Energie und Entschiedenheit in hohem Grade besizt. Sonst würden bald schaarenweise dieselben Mißbräuche der Eigenmacht und des Ungehorsams einreißen, als in andern Bädern. Jede Uebertretung der Hausgesetze wird streng, ohne Ansehen der Person und des Ranges, mit Verweisung aus der Anstalt bestraft.

Gegen Branntwein hat Priesnitz so argen Haß und Eckel, daß er ihn nicht duldet im ganzen Bereich seiner Besitzung, auch nicht bei den Bedienten seiner Kurgäste. Gräfenberg und Freiwaldau sind eine Oase, welche der Verwüstungen durch die Branntweinpest widersteht, und mit ihrem allmähligen Fortschritt besser wirkt, als mancher Mäßigkeitsverein im Sturmschritt unüberlegter Reformen.

Mit der Bedienung war es damals noch mangelhaft. Die vielen zerstreuten kleinen Wohnungen erschwerten die Besorgung der mannigfachen Dienste, welche man im kranken Zustand verlangt. Für die Kur selbst gingen jedoch die Bad- und Krankenwärter

mit ebensoviel Sorgfalt, als Rührigkeit zur Hand. Wer Bäder in Porzellan und Marmor, unter Blumenduft und wollüstigem Halbdunkel, hinter geschlossenen Gardinen erwartet, der fällt aus den orientalischen Fantasieen der Mährchen von tausend und eine Nacht sehr hart in die hölzerne unpolirte, mit dicken Eisenreifen umschlossene Badewanne Gräfenbergs herab, die in einem ganz schmucklosen Kellergewölbe zwischen kahlen, grauen Mauern steht. Im Anfang hat die Umgebung in der That viel Unheimliches, doch bald ist über dem woligen Gefühle der Bäder aller Mangel der Schönheit vergessen. Die größte dieser Wannen gleicht einem Kühlfaß, welches fünfzehn Ellen im Umfang mißt, und tief genug ist, um frei sich darin bewegen, sogar schwimmen zu können. In die Bäder ist ein ununterbrochner Zufluß des Wassers, welches durch Röhren herbei- und weggeleitet wird. Das Wasser ist derselbe reine, frische Quell, welcher getrunken wird. Von Mineralwasser ist in Gräfenberg nie die Rede.

Der Badgebrauch des kalten Wassers ist sehr verschieden, richtet sich nach Beschaffenheit des Uebels und der Konstitution des Kranken. Denn gerade im Baden und Schwitzen bestehen die Strapazen der Wasserkur. Man hatte mir davon so fürchterliche Beschreibungen gemacht, daß ich mit Zagen und Bangen dem ersten Manöver entgegenging. Doch ist einmal der Schreck des eiskalten Wassers auf die warme Haut

überwunden, so gewöhnt man sich schneller an den grellen Wechsel der Temperatur, als an die Unbequemlichkeiten, welche die härtesten Geduldproben sind. Das Unerträglichste war mir das Schwitzen. Wahrhaftig, es könnte einen Verbrecher zum Geständniß bringen! Kennt ihr die Anstalten zu diesen Schwitzqualen, ihr, die ihr glaubt, nach einer Tasse Flieder- oder Kamillenthee Ströme von Schweiß vergossen zu haben? Was ihr Strom nennt, wird in Gräfenberg zum Weltmeere. Ich will euch erzählen, höret zu: Ganz nackt wird der Patient auf eine dicke wollene Decke gelegt, und mit einer zweiten bedeckt. Wie eine Mumie ausgestreckt, die Hände fest angeschlossen, muß die Lage seyn. Jezt greift der Diener nach den Decken, und stopft sie unter Schultern, Arme, Beine und Hals und zieht sie von vorn bis über die Nase, von hinten über den Kopf bis zur Stirne, daß von dem Unglücklichen einzig und allein seine Guckkasten offen bleiben. So wie ein Waarencollis eingepackt und zugeschnürt, wird ein großer Stoß von Betten über ihn gebreitet, damit die aus dem Körper strömende Wärme sich dicht um ihn konzentriren und nicht entweichen könne. Weil aber Priesnitz richtig voraussezte, daß die Ergebung in diese Folter nicht bei Jedermann gleich willig sein möchte, so wird der Widerspenstige in eine Zwangsjacke geschlossen, indem das ganze Paket mit Bändern so fest gefügt wird, daß ihm der innere Widerstand Nichts anhaben kann. In dieser gräßlichen Einpuppung bleibt

der Kranke von ein bis zu drei Stunden unerbitlich wenigstens so lang liegen, bis der Schweiß aus allen Poren ausbricht und in buchstäblichem Wortsinn, die nächste Nachbarschaft in eigentliche Ueberschwemmung sezt. Darum stehen unter den Bettstellen (welche unten statt der Bretter mit Tragbändern versehen sind) immerwährend Gefässe, um den durchrieselnden Schweiß aufzunehmen. Nach solchem Ausbruch zielt die Kurmethode des Priesnitz, deshalb ist es gut, wenn der Kranke wacht, und sich, soweit ihm die Fesseln erlauben, bewegt. Während er schwizt, wird das Fenster geöffnet und ihm von zehn zu zehn Minuten ein Glas Wasser zum Trinken gereicht. Nimmt die Wärme den Kopf ein, so ist es Zeit sich die Decke abnehmen zu lassen und ins nahe Bad zu gehen. Man hüllt sich in Mantel oder Schlafrock, eilt möglichst schnell ins Badezimmer und springt glühenden Körpers mit Todesverachtung hinein in das eiskalte Element. Ich schauderte, aus Kinderfurcht — der Mutter Warnung, geh nicht erhizt ins Wasser — vor dieser frechen Verhöhnung alles bisherigen Gesetzes, und ließ mich das erstemal mehr hineinstoßen, als daß ich freiwillig ging. Wie lache ich jezt über den Rost und die Fäulniß unsrer Medizinalwissenschaft! Nicht die Wärme, nicht der Schweiß des Körpers bringt Gefahr durch die schnelle Abkühlung, nur die erhizten Lungen. Das kalte Bad ist eine köstliche Erfrischung; die Gutthätigkeit hält so lange wieder,

daß wenn man aus dem Wasser steigt, dem Körper die angenehmste Wärme, nur ganz gemildert, überströmt.

Mit dem Schwitzen beginnt das Tagewerk in Gräfenberg, bereits des Morgens um vier oder fünf Uhr. Nach ein, zwei Stunden folgt das Bad, dessen Gebrauch verschieden modifizirt ist. So gibt es ganze Bäder, Sitzbäder, Kopfbäder, Fußbäder, Augenbäder, bloße Abwaschungen und Umschläge, und was die Krone aller Bäder ist, die Douche. Sie ist der lezte Hebel der Hydropathie, die stärkste Waffe gegen Morbonens Widerstand. Mit ihr hat sich Priesnitz den Namen „Vincenz" erworben. Mit freier Menschenkenntniß stellte er sie auf die Höhe seines Berges in den Schooß einer großartigen und schönen Natur, wo der Blick über Forst, Berg und Fluren streift, wo in frischer Bergesluft sich Sehne und Muskel spannt, die Lebenskraft erhöht, das Herz aufgeht und der Anblick einer großartigen Natur dem Geiste die freudigste Stimmung mittheilt.

Die Douche, der Anführer des gesammten hydropathischen Streitheeres liegt auf der mit Wald umgürteten Höhe des Gräfenbergs. Wol dauert der Weg bis hinauf eine starke Viertelstunde, doch führt er durch die duftende Föhrenwaldung, und ist reich an lieblicher Aussicht auf Thal und Berg. Es gibt im Gräfenberger Wald sechs Douchen, wovon vier für Herrn, zwei für Frauenzimmer bestimmt sind. Die höchste beträgt zwanzig Fuß, die niedrigste zehn Fuß im Fall,

Alle haben einen konzentrirten Strahl von drei bis vier Zoll Dicke. Bei jeder Douche befindet sich eine Hütte mit hölzernen Bänken, wo man sich an- und auskleidet. Man steigt die hölzernen Stufen herab und steht im Bereich des Wasserstrahls, der rauschend herabstürzt und den gedielten Fußboden überströmt.

Der Moment ist peinlich, wo man das erstemal unter die hohe Douche tritt. Das Herz stockt und der Athem schwindet, auch den Muthigsten überfällt eine zaghafte Empfindung; doch der Wechsel geht schnell. Bereits das drittemal geht man ohne Scheu, und von da an steigert sich das Vergnügen so, daß der Gebrauch der Douche bei den Kurgästen zur wahren Sehnsucht wird. Die Gefühle dabei sind äusserst wolig, man spürt merklich, wie die Krankheit vor dem Wasser aus dem Körper weicht, und die angenehmste Wärme über denselben sich verbreitet. Das Verweilen im Douchebad dauert etwa fünfzehn bis zwanzig Minuten. Eine mäßige Bewegung muß gleich darauf folgen.

„Aber wie lange dauert es, bis daß ich meine Gesundheit zurückbekomme?“ so lautet die ängstliche Frage der meisten Kranken, die nach Gräfenberg kommen. Es sind aus Irrthum oder Bosheit darüber sehr abschreckende Nachrichten verbreitet worden. Man hört von Jahren sprechen, wie lang das Elend gedauert habe. Eine andere Frage ist: „welche Kranken sollen die Wasserkur gebrauchen, welche nicht?“ Ein unbe-

dingtes Universalmittel gegen alle Krankheiten gibt es in dieser sublunarischen Welt freilich nicht, also kann auch die wolthätige Wasserkur nicht als ein unbedingtes Heilmittel gegen alle Krankheiten, welche jede andere Behandlung unnöthig machte, angesehen werden. Doch ist das Wasser nicht unbedingt Universalmittel, so ist es doch Volksheilmittel und die Wasserkur, auch nach Priesnitzischer Methode diejenige, welche die größte Sicherheit und zugleich die möglichste Billigkeit verbindet, und ohne besondere systematisch durchgeführte Doktrin, ohne Pedanterie, anwendbar und hülfreich ist. In den meisten Krankheiten, wo verdorbene Säfte zu Grund liegen, wirkt die Wasserkur wolthätig, nützlich und durchgreifend. Aus allen bisherigen Erfahrungen ging hervor, daß diese Krankheiten, namentlich in ihren ersten Stadien, durch eine rationelle Wasserkur beseitigt werden können, und daß Leidende aller Art, wenn auch nicht immer vollkommene Heilung, doch Besserung ihres Zustandes von der Gräfenberger einfachen, naturgemäßen Heilmethode zu erwarten haben. Diese Heilung oder Besserung hängt aber nicht allein von dem beharrlichen, fortgesezten und verständigen Gebrauch der Kur ab, sondern auch und ganz vorzüglich von dem Grade, bis zu welchem das Leiden vorgeschritten ist, und von der gebliebenen Lebenskraft, welche allein fähig ist, die schädlich wirkenden Stoffe zu entfernen.

Da, wo wenig Lebenskraft vorhanden, wo das

Uebel veraltet und stärker ist, als jene, wird sich von dieser Methode eben so wenig, als auf dem Wege einer andern medizinischen Behandlung vollkommene Herstellung denken lassen. Die Natur wird sich in fortwährendem Kampfe befinden, und doch den vollständigen Sieg gewinnen.

Man erwarte also auch von der Wasserkur keine übernatürlichen, plötzlichen Wirkungen, aber man erwarte mehr von ihr, als von andern, seither gebräuchlichen Kuren. Besonders glaube man nicht, daß das Wasser in einigen Tagen, durch einige Bäder, den Jahre lang im Körper nistenden Feind herausjagen könne. Die Kur wirkt durch Stärkung des Körpers, durch Erhöhung der Lebenskraft, durch Vermehrung der Ausdünstung, und dadurch, daß sie Stockungen allmählig auflöst und auf Bereitung besserer Säfte hinwirkt.

Sie kann also nur langsam, aber desto sicherer das Uebel ergreifen und entfernen. Ueberhaupt ist die Meinung, daß der Arzt durch gegebene Medizin, welche es auch sein möge, die Krankheit gleichsam wie einen bösen Schuldner zum Haus hinauswerfen könne, eine gar irrige, und nur ihr ist es zuzuschreiben, daß so viele Leute ganz und gar nicht begreifen, wie bloßes Wasser und Landmannskost, ohne alle Medizin, so große Dinge vollbringen.

Schaffen kann auch Priesnitz keine Lebenskraft, aber er kann den schlummernden Funken anfachen, die gehemmten Kräfte in Bewegung setzen, die Stockungen,

welche Folgen unregelmäßiger Lebensart waren, auflösen, dadurch die Heilkraft des Körpers befördern und durch seine Mittel auf Körper und Geist wirken.

Es geschieht dies in Gräfenberg mit folgerechtem Ernst, ohne Anwendung anderer Medikamente, es geschieht dies ohne Charlatanerie.

Hier wird weder thierischer Magnetismus, noch Galvanismus angewendet, hier findet kein magnetisch-galvanisch-elektrisches Strombad, kein Meßmerischer Apparat Statt, hier heilt der Naturarzt mit Wasser, Diät und Bewegung in freier Luft.

So materiell seine Heilmethode ist, so wirkt sie doch eben dadurch, daß sie die Säfte verbessert, die Stockungen erweicht, durch den Körper auf den Geist, und läßt sich Psyches Flügel freier entfalten. Es werden hier also auch diejenigen, die an Spleen leiden, und die das Leben der großen Welt aneckelt, es werden diejenigen, welche die Hypochondrie quält und oft zu wahren Selbstpeinigern macht, sogar „Weltschmerzler“ werden hier zu Gräfenberg in einem neuen Leben wandeln lernen, wenn sie mit freudiger Hoffnung, mit dem Muth der Beharrlichkeit den Kurort betreten, und ohne Zagen, folgsam und willig ausdauern.

Mich kostete die Ausdauer zehn Wochen.

V.

„Gräfenberg ist kein Vergnügungsort“, sagen die, welche das Leben in Bädern für eine ununterbrochene

Reihe von Freuden betrachten. Nach ihrer Meinung haben sie vollkommen Recht. Man findet kein Spiel, kein Konzert, nicht Ball noch Theater, keine Tabled'hote, die unter der Last der Schüsseln seufzt, keine Weinkarte, worauf das süße Gift der Traube um theure Preise lockt, keine Kellnerschaar, die mit stürmischem Eigennutz Trinkgelder erpreßt, keinen Zweig jener Industrie der Modistin und Grisette, wovon die Bäder der großen Welt so reich sind, kein Konversationshaus, keine Kollonade, keine Kunstausstellung, noch irgend Etwas von dem comfortabeln Luxus und der verschwendrischen Pracht, womit jezt die deutschen Heilquellen ausgestattet sind. Der Gräfenberger Gesellschaft fehlt die Etikette, die Damen haben nicht Gelegenheit, sich und ihren Putz zum Besten zu geben, und selten steigt Terpsychorens Zauber auf diese Berge nieder.

Wozu auch? In Gräfenberg gibt es nur Kranke und Genesende. Und dann, alle jene Feste, sind sie nicht gewürzt aus dem Giftbecher der Leidenschaft, dem Todfeinde von Priesnitz rettendem Engel? Gemüthsruhe ist das andere Gesetz in Gräfenberg.

Doch Zeit bricht Rosen. Das Leiden vereint die Herzen. In erster Zeit fühlt sich der Kurgast fremd, unheimisch, unbehaglich. Nach acht Tagen ändert er sich, er spricht sich zufrieden aus, wird mittheilend, und, wenn er einmal unter dem Strahl der großen Douche gestanden, so geht ihm das Herz auf; bei allen körperlichen Leiden wird sein Sinn froh

der Geist frisch und lebendig. Wer es nicht kennt das Gefühl, wo die Krankheit aus dem Körper weicht, wo Seele und Leib Gesundheit zurück erlangen, der spricht empfindungs- und gedankenlos das schöne Wort des Dichters aus: „das Leben ist doch schön.“

Ich habe es an mir erfahren. Schwören hätte ich mögen, die herrliche Natur, die mich umgab, sei noch viel herrlicher geworden. Die Bäume und Wiesen blühten grüner, die Vögel sangen schöner, die Blumen dufteten lieblicher, die Sterne glänzten heller, die Sonne schien wärmer, das große blaue Himmelsdach spannte sich weiter und dunkler, und das liebe Gottesauge, dem früher mein Blick verschlossen war, sah mich aus jedem Grashalm an. In solchem Zustand nahm ich Abschied von Gräfenberg.

VI.

Worüber man viel fabelt, ist die Kost und Diät auf dem Gräfenberg. Mit einiger schreckhaften Neugierde, ich gestehe sie gern, ging ich das erstemal zum Mittagstisch. Um zwölf Uhr ertönt von gewichtiger Glocke das Zeichen dazu. Ihr Schall durchdringt die ganze Kolonie, und von allen Seiten strömen hungrige Schaaren herbei. Ja, Hunger, einen davon bellenden Magen, bringt man sicherlich zu Tisch. Er läßt sich leicht erklären. Seit vier Uhr auf den Beinen hat der Patient getrunken, ist gegangen, hat geschwizt, gebadet und zu diesen Strapazen ein karges

Frühstück von zwei Tassen dünner Milch nebst einigen Schnitzen Pfefferkuchen, — das gebräuchliche Gebäck beim Frühstück, wovon viele Händler einen großen Vorrath feil halten — genommen. Es ist das erste Merkmal, daß die Kur anschlägt, wenn der Appetit sich einstellt.

Gegen halb ein Uhr beginnt das Essen. Wer es vermag, speist am allgemeinen Gesellschaftstisch im Kursaal. Dieser Saal, ganz neu gebaut, ist die geräumigste Lokalität auf dem Gräfenberg. Er faßt wol 350 bis 400 Gäste und wird ausser Essenszeit zur Gesellschaft gebraucht. Die zweckmäßige Einfachheit, fern von unnützem Prunk und Tand, das Charakteristische der Kuranstalt unsres Naturarztes, bewährt sich wiederum dabei. Der Saal ist reinlich, hell, mit dem nöthigen Meublement versehen. Alles soll hier auf die einfach ländliche Lebensart zurückführen und den Verführungen des Luxus, des rastlosen Feindes der Hygiea widerstehen lernen.

Zur Sommerzeit, wo der Besuch am stärksten ist, sind mehrfache lange Tafelreihen, oft bis zu 300 Personen gedeckt, an deren einer Ende Priesnitz selbst seinen Platz einnimmt. Die Tafeln, mit schneeweißem Linnen bedeckt, haben ein schmuckes Ansehen. Darauf stehen neben Tellern und Schüsseln die glänzenden Glasflaschen, aber weder füllt sie Ungarns, noch des Rheines Rebensaft, weder der Purpur der burgundischen Traube, noch der berauschende Schaum des Champagner,

sie füllt des Hausbrunnens frisches, reines Wasser. Eine schlichte Bedienung, deren guten Willen man durch Selbsthülfe befördert, läßt die kokette Gewandheit hochfahrender Kellner gern vermissen.

Das Essen wird nie zu warm aufgetragen und die zweite Speise folgt erst nach längerem Zwischenraum, während dem der Wassenflasche gehörig zugesprochen wird. Den Genuß kalter Speisen hält Priesnitz der Gesundheit für zuträglicher, als den von warmen; doch immer bleibt Wasser das Bindungsmittel.

Suppe, Rindfleisch, Braten und Nachtisch sind die gewöhnlichen Gerichte. Gewürz aller Art, auch Säuren bleiben streng davon weg. Dagegen sind fette Speisen wol erlaubt. Schweinefleisch und Speck kehrt mehrmals in der Woche wieder. Mit Staunen sah ich, hauptsächlich Russen und Polen gierig die größten Speckschnitten herabschlingen, und im Augenblick darauf drei, vier Gläser Wasser trinken. Ueberhaupt geschehen hier Dinge in der Mischung der Speisen, welche für steif versessene Aerzte ein wahrhaftes Greuel sein müssen. Milch, Pfefferkuchen, Obst, Speck und Wasser hinter einander in den Magen herab! Das gäbe für einen Allöopathen wenigstens die hartnäckigste Kolik, wo nicht Ruhr und Unterleibsentzündung. Hier macht dieß Alles nicht die geringste Beschwerde, das Wasser vermittelt den Frieden zwischen den streitigen Substanzen. — Während der Mahlzeit, zumal in den Pausen,

nimmt und gibt Priesnitz Audienz. Sein Gedächtniß ist erstaunlich. Er, der einzige Arzt, zugleich Wirth und Landmann, weiß sich unter der Menge der Kranken immer zurecht zu finden. Ein großer Kreis bildet sich um seinen Stuhl, die Fragen überstürmen ihn, doch ruhig behauptet er sein geistiges Gleichgewicht, und antwortet entschieden, ohne Spur von Schwanken und Ungewißheit. In solchen Augenblicken liegt etwas Profetisches in dem großen Mann. Beschämt schlägt auch die Wissenschaft die Augen nieder. Da heißt es recht:

„Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

VII.

Zwei äußerst angenehme Bekanntschaften machte ich in Gräfenberg, den General Scrynecky, Oberbefehlshaber der polnischen Armee während der lezten Revolution und den Oberst Kicki, ein gleichfalls wolbekannter Name aus dem Jahre 1831. Beide waren Hausgenossen. Kicki wohnte im Erdgeschoß, Scrynecky mit mir im gleichen Stock. Beide waren erst kurze Zeit vor mir in Gräfenberg eingetroffen und blieben während meiner ganzen Kurzeit der tägliche Umgang. Scrynecky lebte damals in Prag, hatte aber auf Veranlassung der Ankunft des russischen Kaisers daselbst die Stadt ver-

lassen müssen, und benuzte die Entfernung zur Heilung einer schmerzhaften Wunde, die er in der Schlacht bei Ostrolenka erhalten. Beim Herausreiten aus einer brennenden Scheune war ihm ein glimmender Balken gerade auf den Nacken gefallen und hatte, ausser der Brandwunde, die dadurch entstand, den obern Knochenwirbel so zersplittert, daß, wenn gleich der äussere Schaden schnell geheilt wurde, doch ein steifer Hals, welcher ihm die freie Kopfbewegung untersagte, zurückblieb. Gegen diese Verhärtung sollte nun das kalte Wasser seine lösende Kraft erweisen. Oberst Kicki litt an Gichtbeschwerden.

Die Erzählungen der beiden gewiegten Kriegshelden aus dem denkwürdigen Kampf, bildeten damals den Kern der Gräfenberger Unterhaltung. Wer in der Nähe Polens lebt, oder wenigstens darin gereist und nur einige Kenntniß des Landes und seiner Bewohner gesammelt hat, gehört gewiß nicht zu den enthusiastischen Verehrern dieses Volkes, und weiß die Ursachen der lezten Revolution eben so gut zu würdigen, als er den Erfolg bedauern würde, wären die polnischen Waffen siegreich geblieben. Die polnische Freiheit ist sehr illusorisch. Doch darum der Tapferkeit und Geschicklichkeit, welche das polnische Heer in den schweren Zeiten jener Bedrängniß, einer kolossalen Uebermacht gegenüber entfaltete, die Anerkennung zu versagen, wäre gleich ungerecht, als thöricht. Es liegt über den gan-

zen Revolutionskampf ein eigner Zauber der Romantik, ein ritterlich kühnes Kolorit, was die Fantasie erregt, die Gefühle hebt, die Theilnahme fesselt und das ruhige Urtheil unterdrückt. Die lezten Zehn vom vierten Regiment, der alte Feldherr, der Pole und sein Kind, die Krakusengesänge, die Sensenträger, die Gräfin Plater an der Spitze eines Uhlanenregiments, Alles das, womit das Theater, in Lied und Schauspiel, die Dichtkunst und Malerei unter den mannigfachsten Gestaltungen, in jeder Jahrmarktsbude, das entzündliche Gemüth des Volkes für das Entfernte aufgeregt haben, hat einen so abenteuerlichen Zuschnitt, daß sich die Einbildungskraft daraus ihre schönsten Bilder formt. Die unglücklichen Flüchtlinge, welche dann scharenweise Deutschland überschwemmten, gewannen durch die einzige Erscheinung schon die gutmüthigen Herzen unsrer Landsleute. Und wie Wenige machten sich der vielen Wolthaten würdig, wie vergalten nicht die Meisten sie mit häßlichem Undank. Das Geld, was sie am Morgen erhielten, verjubelten sie des Abends bei Spiel und Wein, lachend über das leichtgläubige Mitleid. Es ist hohe Zeit, hierin der Wahrheit die Ehre zu geben und jene Täuschungen, worin noch ein großer Theil liberaler Polenfreunde befangen liegt, zu zerstreuen. Wiederholt sei es gesagt, noch keine polnische Revolution hatte einen liberalen Ursprung und Zweck. Nicht das Volk, der Adel ist es, der insurgirt.

Gewiß gibt es davon ehrenvolle Ausnahmen.

Scrynecky selbst war es, der in den stärksten Ausdrücken jene Gebrechen beklagte. Oft des Abends, wenn wir allein beisammen vor der Thüre des Hauses saßen, feuchtete sich sein Blick, und Rührung dämpfte den harten Ton seiner Stimme. Schmerzlichen Eindruck übte die Energie, womit er sich an das Fantom der Hoffnung anklammerte, Polen sei noch nicht verloren. Wer, wie er an der Schwelle des Greisenalters steht, wer, wie er, die lezte Stütze seines Hauses brechen sah, wer, wie er, die Unabhängigkeit des Vaterlandes selbst zu Grabe trug und seine Leichenfeier hielt, für den sollte man meinen, bliebe nur die schwarze Farbe der Trauer, nicht ein grünes Blatt des Hoffnungsbaumes übrig. Und doch hat er noch nicht resignirt. Das ist das polnische Trauerspiel, wo die Trauer über das Unglück inniger das Gefühl, als das Urtheil bewegt. Allein sentimentale Politik taugt Nichts.

Scryneckys Aeusseres hat ächt soldatisches Gepräge. Durch das Leiden am Rücken ist die Haltung ein wenig gesenkt. Von dem thätigen Geist gibt das feurige Auge offenes Zeugniß. In der Unterhaltung wird er bald leidenschaftlich, und es tritt sodann die Hartnäckigkeit des Widerspruchs hervor, wodurch er in die schlimmsten Konflikte gerieth. Die Eifersucht, der Haß, Neid und Verrath, womit sich die Polen von jeher den Sieg verdarben, und das eigne, wie des Vaterlandes Unglück herbeiführten, verfolgt sie sogar in die Verbannung. Es lassen sich die ersten Namen

nennen, deren todtfeindliche Gesinnung auch über den Sarg des eignen Volkes weg, niemals zum Frieden sich die Hände schließen kann. Gegen den Nebenbuhler seines Ruhmes und Vortheils ist der Pole von unversöhnlichem Egoismus.

Oberst Kicki ist ein Mann von feinster Sitte und ritterlichem Anstand, ganz das Portrait zu den Idealen unsrer Frauen, die so schwärmerisch für die schönen Lanciers glühten. Von großer persönlicher Tapferkeit galt er an der Spitze seiner Reiterscharen für einen gefürchteten Feind. Weniger war die Taktik seiner Sache. Der Siegespreis der mörderischen Schlacht bei Ostrolenka gebührt ihm. Ein zweiter Dessaix erschien er mit frischen Truppen, belebte den sinkenden Muth der Seinigen und trieb die vorrückenden Russen zurück, biß sie das Schlachtfeld räumten. Von so herrlichem Erfolg die That war, zog sie ihm doch Verdruß und Kränkung zu. Scrynecky, der damals befehligte, achtete seinen Ruhm dadurch für beschränkt, und wußte keinen bessern Dank, als die schmale Anerkennung im Bericht über die Schlacht. Kicki blieb Oberst. Daß er die Zurücksetzung vergessen, davon war keine Rede. Mit kalter Artigkeit ging er dem General, wo er nur konnte, aus dem Wege, und diesem fiel es nicht ein, die versöhnende Hand zum Frieden zu bieten.

VIII.

Im lezten Stadium der Kur, wo sich die Kräfte sammeln und stärken, benüzt man die Nachmittage zu Ausflügen in die schöne Umgebung Gräfenbergs. Unter den Gebirgswandrungen ist keine lohnender, als die auf den „Altvater", dem höchsten Berge der Sudeten, auf dessen Höhe sich das östreichische Schlesien von Mähren scheidet.

Ich unternahm diese Tour in Gesellschaft von mehr, als zwanzig Personen, die Alle die Schwingen verjüngter Gesundheit versuchen wollten. Priesnitz rieth selbst zu dieser Probe. Nun, wir müssen bekennen, daß von uns Keiner war, der sie nicht vollkommen löste.

Für Genesende ist die Aufgabe warlich groß genug, denn es sind hin und zurück neun volle Wegstunden. Längs des Bielaflusses führt ein schmaler Fußpfad von Freiwaldau an gelind bergaufwärts bis nach Waldenburg, wo der Fuß des Altvaters steht. Steil fällt der Berg ab und ein Führer ist nöthig, um den kürzern und bequemern Weg zu finden. Nach einem starken Schwitzbad, welches indeß die Gewohnheit ganz erträglich macht, gelangt man auf den Gipfel, wo der kühle Luftzug die Erfrischung des kalten Wassers ersezt. Unser Körper ist gestählt, als daß Rheuma, und Erkältungen ihm so schnell zusetzen könnten. Die Aussicht streift in die weiteste Ferne. Nach

Osten verliert sich der Blick in die Oderflächen, woraus Neisse und bei hellem Wetter selbst Breslau als die erheblichsten Punkte auftauchen, gegen Osten öffnet das mährische Land seine gesegneten Gauen und die Thürme von Ollmütz leuchten herüber, gegen Norden schließen Gebirge die Aussicht, während in nebelgrauer Ferne am südöstlichen Horizont die Karpathen hervorwachsen.

Auf der Höhe des Altvaters ist eine Schweizerei, d. h. eine Sommerwirthschaft und Molken Schweizerviehs, der ein Nationalschweizer vorsteht. Die Bewirthung ist ganz nach Schweizer Landessitte, Milch und Käse sind vortrefflich; ja sorgfältiger bereitet, als in der Schweiz selbst. Fürst Lichtenstein ist der Eigenthümer. Das Fremdenbuch, das sich hier vorfindet, ist ein wahres Buch von Lobpsalmen auf Vincenz Priesnitz, man sieht bald die ganze Kurliste Gräfenbergs darin verzeichnet. Und wer den Altvater bestiegen, der ist gerettet. — In Waldenburg erwarteten uns Wagen zur Rückkehr. Doch war von uns Allen nicht ein Einziger, der davon Gebrauch gemacht hätte, wir fühlten uns noch so frisch und munter, daß wir den Pferden keine Last geben wollten, die wir auf schnellen Füßen am besten trugen.

Seliges herzstärkendes Gefühl der Gesundheit, das du das Gedächtniß an alle Leiden verschwinden machst, und dem Lebensgenuß den verjüngten Körper und die verjüngte Seele zurückgibst. Davon macht die Wasserkur wundergleiche Erfahrungen, sie legt den Glauben,

oder vielmehr die Ueberzeugung davon so recht augenscheinlich in unsre Hände, daß wir sie greifen und fassen können. Der Kranke in seinem elenden, jämmerlichen Zustande kann kein schöneres Ziel vor sich sehen, als die Gesunden, welche vor Kurzem noch Leidensgefährten, nun die Freiheit von allen Uebeln sich aus derselben Quelle getrunken haben, welche auch ihm die Rettung verheißt. Nirgends ist die Hoffnung zuverlässiger, als in Gräfenberg.

Es gibt noch eine Menge freundlicher Partieen um Gräfenberg. Eine ganz eigene Stimmung liegt in der hiesigen Landschaft, — stiller Seelenfriede, ruhige Beschaulichkeit, zufrieden kindlicher Sinn. Die Natur hat mit ihren Gaben weder verschwendet, noch gegeizt. Hier scheint sie, müde vom Tagewerk des Schaffens, geschlafen und geträumt zu haben. Wie Wenige haben sie verstanden, bis Vincenz Priesnitz ihr Heiligthum betrat, die Träume deutete und zum Leben rief. Die Natur ist ein offenes, groß gedrucktes Buch der Wahrheit und Erkenntniß, doch wehe, daß wir darin zu lesen verlernt haben!

IX.

Aber, so ist der Angstschrei der großen blinden Welt; alle Heilungen des Priesnitz, alle Resultate von Gräfenberg, verstoßen sie nicht gegen die Wissenschaft. Ach, freilich ja! O es ist betrübend für einen gelehrten Mann der Fakultät, es ist empörend, wenn er

sehen muß, daß die Natur alle Achtung vor der Gelehrsamkeit gänzlich verläugnet, nicht genug, daß sie selbst die Wissenschaften mit Füßen tritt! Sind die Wissenschaften nicht gemacht von berühmten Herrn mit schönen Titeln und vielen Orden? Und hat jemals irgendwo Natur Kollegium gelesen, oder zum Doctor promovirt. Wer ist überhaupt die Natur? Eine wilde Person, die nicht lesen, nicht schreiben kann, die, wie ein Thier im Freien lebt, und pfui, wie unanständig, sogar nackt geht.

In solche Abgründe des Elends und Unsinns versinkt der Mensch, wenn er verschanzt hinter den Bollwerken der Wissenschaften, der Natur und dem Instincte den Krieg erklärt. Ha! wie züchtigt die Natur diese Affen, die sie hofmeistern wollen. O, du große, du unaussprechliche Natur, wie bist du so furchtbar schön in deiner unerbittlich vernichtenden Strenge!

Wenn man so beschaut die Ankömmlinge in Gräfenberg mit lahmen Lenden, mit geschwollenen Gelenken und bauschenden Bäuchen — sind das Menschen? Karrikaturen sind es, durch das Gift der Aerzte und die Rauschgetränke des Opiums und des Weingeistes dazu geworden.

Großer Gott, wo in Europa ist jezt noch Kraft in Menschengliedern. Etwa auf den Turnierbahnen unserer Kriegshelden, auf den Exercierplätzen der wattirten Kamaschenträger? Nein, die Kräft ist nirgends mehr zu finden, als hinter dem Eisengitter, im Käfig

des gefangenen Afrikaners mit der goldnen Mähne. Ihr bewundert die Grazie auf der Elsler und Taglioni Glieder — sie sind schwindsüchtige Jungfern im Vergleich zu den Grazien der Tigreß, der Antilope und der braunen Wilden.

Wenn eine von uns armen Kreaturen stirbt, so fragen die Andern, an welcher Krankheit? Fragen so sicher, als gehöre der Tod durch Krankheit zum Laufe der Natur. Nein — sondern der Mensch soll sterben an zu langem Leben, soll sterben ohne Schmerz und Klage, so will es die Natur, so sterben noch heute alle Menschen, die sich nicht aus den Armen der Natur gerissen haben.

In welchen Gestalten laufen wir die zweite Hälfte des Lebens umher? Nach der Ordnung der Natur behält jedes Geschöpf die Gestalt, wie sie nach völlig entwickeltem Wachsthum fertig ist, in unveränderter Form bis zum späten Alter. Könnt ihr in der Gestalt des Pferdes oder Hundes ersehen, ob das Thier in der Fülle des Lebens steht oder an der Neige? Nein — ihr müßt ihnen das Maul aufbrechen. Ob zwanzig oder sechzig Jahre, das sollt ihr nicht errathen am Wuchs des indianischen Kriegers, wenn ihr es es nicht ersehet an seinem Gesicht. Denn das Gesicht allein ist beim Menschen der Spiegel des Alters, wie beim Pferd der Zahn, beim Hirsch das Geweih.

Diana von Poitiers und Ninon de Lenclos erhielten ihre historische Schönheit bis ins Alter, ja in

leztere, als sie gegen siebenzig war, verliebte sich ein Enkel so sterblich, daß er sich den Tod gab, weil er nicht erhört werden konnte. Nun hat in neuester Zeit ein französischer Historiker nachgeforscht, durch welche seltene geheime Schönheitsmittel jene moderne Aspasien sich die Unsterblichkeit ihrer Namen erworben haben. Es sollen diese Nachforschungen auf Antrieb einiger wißbegierigen Damen unternommen worden seyn und das Resultat derselben wurde vor einigen Jahren den deutschen Frauen durch die Leipziger Modezeitung mitgetheilt. Keine fabelhafte Wunderessenz haben jene welthistorischen Schönheiten gebraucht, sondern kaltes Quellwasser, womit sie jeden Tag die reizenden Leiber wuschen.

Gegen die Deutschen im Bärenfell, wie sie uns Tacitus schildert, sind die Deutschen im Eisenrock, wie sie die Chroniken schildern, entartete Weichlinge, wie aber — was sind wir gegen die Harnischmänner des Mittelalters? Sezt den Eisentopf, den damals der Knappe trug, auf den Kopf des heutigen Kriegers und heißt ihn einen Tag darunter kämpfen, der arme Soldat wird erliegen, wie das Zwerglein Egwaldus unter der Eisenmütze des Gehörnten.

Neben dem Wasser ist das andere Element des Lebens und der Gesundheit, die Luft. Ein jeder ganz Gesunde könnte durch Gewöhnung wol dahin kommen, daß er in den rauhesten Jahreszeiten unsrer Zonen, nackt sich gleich warm fühlte, wie in Pelz und Wolle

gewickelt. Die Erfahrung bestätigt dies zum Theil schon am Hochschotten, dessen nackte Schenkel ihm in seinen Eisbergen nicht mehr frieren, als uns die bekleideten, sie bestätigt es auch an uns selber, die wir im strengsten Winter in bloßen Gesichtern gehen. Doch hat dies Thema deshalb kein Interesse, weil es keine ganz Gesunden bei uns gibt, und weil überhaupt die Polizei die paradiesische Toilette verbietet.

Die Verblendung der Aerzte gegen die Hydropathie ist oft komisch. In einem modernen Abdera ereignete sich, daß ein neuerungssüchtiger Bürger die Wasserkur gebraucht. Die erste Folge war ein starker Appetit und die Doctoren schrieen: „seht hin und nehmts zur Warnung, jezt hat er die Auszehrung davon.“ Dann nahm der Patient sichtlich zu an Fleisch. „Erschrecklich“, sagten die Doctoren, „nun tritt die Wassersucht dazu, wie die Schwulst beweist.“ Dann stellte sich gesunde, rothe Gesichtsfarbe ein „über die Maßen fürchterlich“, riefen sie, „da ist auch Hektik, wie man leichtlich an der Röthe bemerkt.“ So richtig hatten diese Doctoren ihre Kunden taxirt, daß bald bei der Theetasse ein Theetopf dem andern erzählte: „Liebe, wie entsetzlich, jezt hat der arme Mensch Auszehrung, Wassersucht und Hektik, Alles vom dummen Wasser, wie mein Arzt mir ganz gewiß gesagt hat.“

Jede Regierung, die es ernst mit dem Wole ihrer Unterthanen meint, sollte der Hydropathie die vollste Aufmerksamkeit gewähren, und zunächst damit

beginnen, eine Kommission nach Gräfenberg zur Untersuchung der Resultate zu senden. Dazu sollten aber ausschließlich keine Aerzte gewählt werden. Denn selbst, man fände einen aus, dem es mehr um die Wahrheit zu thun ist, als um seine Geldinteressen — ist es denn möglich, daß die Augen eines Arztes hier prüfen können mit ungetrübten Blicken, frei von Vorurtheil und zünftigem Dünkel? Ist es möglich, daß ein Mann, der viele Jahre zur Erlernung der Arzneikunde verwandt, und sich gewöhnt hat, auf die Meinungen der Laien mit Lächeln herabzusehen, ist es möglich, daß ein Doctor oder Medizinalrath sich nicht verlezt und beleidigt fühlt durch die Idee, ein Bauer habe die ganze Wissenschaft über den Haufen gerannt, habe mit Adleraugen aus dem Buch der Natur die Wahrheit erforscht, nachdem Galenus, Hippokrates und Nachfolger, die widersinnigsten und fürchterlichsten Irrthümer daraus buchstabirt. Es ist widersprechend aller Erfahrung und Wahrscheinlichkeit, daß ein Doctor, zumal von hohem Ruf und Titel, wie jede Regierung ihn zu solcher Kommission wählen wird, zum Vincenz Priesnitz reisen könne, ohne einen Anflug von Gereiztheit gegen den kühnen Bauer, ohne einen Anflug von Neid gegen den glücklichen Bauer, der an Ruhm alle höchstgelehrten Heilkünstler verdunkelt.

Schon der Jüngling erkannte mit scharfem Blick in dem Gebäude der Heilkunst, welches die Jahrhunderte fortgeerbt, an welchem Millionen Arbeiter gebaut,

ein Labyrinth voll mörderischen Truges und Irrthums, schon der Jüngling hatte den festen, felsigen Muth, im Widerspruch mit der Auktorität der Jahrtausende, mit dem Glauben von hundert Millionen Menschen, seine eigene Meinungen zu bilden, auszusprechen, festzuhalten — ja sein Leben auf deren Wahrheit zu setzen. Der achtzehnjährige Jüngling heilte sich von Lungenentzündung und schlimmen Rippenbruch in unglaublich kurzer Zeit und zwar durch ein Verfahren, des nach den Lehren der alten Heilkunst den Tod bringen mußte.

Die todtbringenden Krisen, wie sie das Wasser aufruft, begleitet von heißem Fiber bis zur Raserei, durch welche hindurch der Weg allein zur Heilung geht, verlangen ein ungewöhnliches Selbstvertrauen und die sicherste Ueberzeugung. Priesnitz blieb kalt, ruhig, kühn. Denn es war ihm Gewißheit, daß die Natur nie lügt, und nie ins Elend führt — und er folgte ja den Winken der Natur*).

Darum braucht man über die Fortdauer der neu entdeckten Welt nicht bang zu seyn, die Geschichte zeigt, wie gewöhnlich erst die Nachwelt dankbar ist. Priesnitz mag sterben, das Werk, das er geschaffen,

*) Ein gutes Buch über Hydropathie, welches das Wesen, den Ursprung und Zweck desselben genau und scharfsinnig prüft, ist „Rauße, Wasser thut's freilich."

bleibt unvergänglich, wenn sein Geist darin die stete Wohnung behält. Und so heiße es von ihm:

„Ist es gut, so wird's bestehn, ist's nicht, so muß es untergehn."

V.

Spaziergang in Prag.

Prag ist das deutsche Rom, unter allen Städten an historischen Erinnerungen die reichste, durch seine Lage mit jenem vergleichbar. Schwärmer für deutsche Universalmonarchie sehen sich nach Residenzen um; würde die Chimäre wahr, Prag wäre die würdigste. Im Thale und auf Hügeln in Terrassen gebaut, bietet es ein unvergleichliches Panorama. Hoch thront der Königsbau des „Hradschins", Palast reiht sich an Palast, wie Masten im Hafen steigt aus dem Häusermeer Thurm an Thurm, auf achtzehn Füßen schreitet die Brücke von einem Ufer zum andern und trägt auf ihren Steinarmen ausser „Nepomuk", dem Schutzpatron Böhmens, und dem Gekreuzigten in der Mitte, ein ganzes Kollegium heiliger Väter. Und rings um diese Menschenwerke der reizendste Landschaftsrahmen, wogende Saaten, Weinberge, grüne Thäler, Wälder, Gärten und zulezt die lieblichen Inseln der Moldau. Ueberall Größe, Erhabenheit, Originalität, Poesie. Und welche Vergangenheit; lebendige Blätter aus der Weltgeschichte!

Treten wir in die „Altstadt“ hinüber. An ihrem Eingang steht ein alter Brückenthurm, schwarz und schmutzig, von Quadern, als für die Ewigkeit gebaut; gegenüber von der „Kleinseite“ schaut aus dem Garten des Hradschins eine Pyramide her. Kaum eine Spanne Raum von zehn Minuten, und doch haben dreißig Jahre eines entsetzlichen Kriegs Platz darin. Dort thaten die kaiserlichen Räthe den unfreiwilligen Luftsprung, von dort fielen aus dem Helme der Bellona die blutigen Loose; hier stritten die lezten schwedischen Gotteskämpfer für den Sieg ihrer Glaubensbrüder, die bedrängte Stadt für ihre Leibes- und Seelengüter. Die Kleinseite war in der Feinde Gewalt, und nur die brave Vertheidigung dieses Brückenkopfs rettete das alte Prag. Doch die Hoffnung schwand mit jedem Tage, schon war die Stunde nahe, wo das lezte Bollwerk fallen mußte, als der Herold, den Palmzweig des Friedens am Hute, erschien. Wo die Wiege des Krieges gestanden, fand er sein Grab.

Die Altstadt begrüßt uns gleich beim Eintritt mit Werken der Jesuiten, prächtig und imposant, wie man bei ihnen gewohnt ist. Das Kollegium der Schüler Loyolas bildet ein eigenes Quartier und nimmt mit seinen Kirchen, Klöstern, Kapellen, Seminarien und andern Lokalitäten einen ungeheuern Flächenraum ein. Es kostet Entsagung, flüchtig durch seine Höfe und Gänge zu eilen.

Ein anderes Ziel hat unsere Wanderung. Am

Rathhause, der Richtstätte des Grafen Thun und so vieler Edlen, an der „Teinkirche“, wo die Hussiten unter Ziska den feierlichen Schwur der Rache thaten, vorbei, in das enge Gassenlabyrinth hinein, welches vielverzweigt wie ein Dachsbau nach allen Seiten auseinanderlauft, — und es ist erreicht.

Greller Abstich! Die Indolenz und Schwerfälligkeit des Slaventhums auf einen Schlag vertauscht mit der Rührigkeit und Betriebsamkeit des Volkes, welches hier sein Lager aufgeschlagen. Es ist der Ghetto, das Judenviertel Prags, eine wenig bekannte, und vielleicht die größte Merkwürdigkeit. So weit die Chronik, die sich tief in die Sage verliert, reicht, spricht sie von dem Volke Israels als einer seit undenklicher Zeit hier bestehenden Gemeinde. Man sollte meinen, es sei der erste Ansiedler gewesen. Ganz fehlen historische Berichte über die kurz auf die Zerstörung Jerusalems folgenden Schicksale der Juden. Sie zerstreuten sich in die weite Welt, und nach Jahrhunderten findet man sie aller Orten und Enden, ohne daß sich sagen läßt, wie sie dahin gekommen. Sie sind einmal da. In Kleinasien und auf den nahen griechischen Küsten fand die neuere Forschung die ersten Spuren von Einwanderungen des Stammes. Von dort können einzelne Streifzüge nordwärts nach der Donau gedrungen und in ihrem rastlosem Treiben bis in diese Gegenden gelangt sein, auf dem von ihrer Heimath nächsten, ganz natürlichen

Wege. Noch ist freilich alles Mythe und auf ungewisse Anzeichen gebaut, doch von der Art, daß es nicht unwahrscheinlicher klingt als vieles Andere, was wir als wahr gelten lassen. Welche Völker zu dieser Zeit Böhmen bewohnt, kann Niemand sagen, denn sie geht der großen Völkerwanderung lange voraus. Mit ihr erst oder nach ihr fängt die Geschichte Böhmens an. Die Czechen, ein asiatischer Stamm, ein Glied aus dem slavischen Völkerbunde, nahm Grund und Boden in Besitz. Mit der fabelhaften Königin Libussa fällt die Gründung Prags zusammen. Ob nun die Juden die einzigen Bewohner des Landes waren, oder noch eine andere Nation hier wohnte, dem Einfall der Fremden gutwillig oder gezwungen Platz machte und in dem allgemeinen Wirbel mit fortgerissen wurde, wer könnte darüber entscheiden? Es bedarf auch keiner Entscheidung, wenn nur der Umstand bewiesen würde, daß die Juden vor den Czechen da waren und bei deren Niederlassung zurückblieben. Freilich sind es schwache Momente, worauf sich diese Annahme stüzt.

Man denke beim Prager Ghetto nicht an die Judengasse Frankfurts, die, obgleich sie mit jedem Jahr den eigenthümlichen Charakter mehr und mehr verliert, vor vielen andern noch immer die gangbare Idee von der jüdischen Nationalität verwirklicht. In Prag zeigt der Jude weniger als irgendwo in Gebräuchen, Benehmen und Kleidung das Auffallende seiner Nation; selbst in seinem Kultus ist er wunderbar vorwärts ge=

gangen. Ihre Gemeinde ist stark, mehr als zehntausend Köpfe, und in steter Zunahme; denn das Gesetz ist mild und macht die Niederlassung in der Stadt nicht schwer. Aber streng sind sie auf das Viertel beschränkt, welches sie, so lange die Stadt steht, inne haben.

Das Viertel, auf welches die Juden in Prag beschränkt sind, ist im ältesten Theil der Altstadt, eng und winkelreich; die Häuser sind massiv, bald hoch, bald niedrig, in der größten Unordnung durch einander geworfen, bemoost, von Alter und von Rauch geschwärzt, hie und da ein neues, anständiges, modernes in der schlechten Gesellschaft, am Ende aber ungefähr Alles wie in den meisten Gegenden der Altstadt. Das Erdgeschoß ist eine fortlaufende Boutike, worin die schachernde Industrie in allen nur denkbaren Branchen feil bietet. Die Hauptgasse, wo dieser ewige Jahrmarkt am stärksten getrieben wird, heißt der „Tandelmarkt", für einen humoristischen Pinsel ein ganzes Kabinet der pikantesten Genrebilder. Luxus herrscht in den Gewölben oder vielmehr Höhlen nicht, noch auch mehr Reinlichkeit, als in ein Judenquartier gehört. Man thut gut, eine Kleinigkeit zu kaufen, um ungestörter von der stürmischen Zudringlichkeit der Gewinnsucht, das lebensvolle Bild zu genießen.

Die Juden Prags und Wiens, überhaupt ganz Oestreichs, unterscheiden sich nicht wenig von ihren andern Stammgenossen in Deutschland durch Gestalt und Gesichtsbildung. In den Zügen findet man sel-

tener die orientalischen Reminiscenzen, welche bei andern auf den ersten Blick ihre Abkunft verrathen; es fehlt das markirte Gepräge, das den Juden unverkennbar charakterisirt, auch die reiche Fülle des Haupt- und Barthaares kommt weniger vor. Die malerische Tracht der polnischen Juden, der Kaftan von schwarzer Seide und die hohe Mütze, einfach und doch imponirend, verschwindet; Alles trägt sich nach Belieben, nach christlichen Moden und in den buntesten Farben. Das Benehmen, all ihr Thun und Treiben zeigt andere Seiten als sonstwo. Unausstehlich geschwätzig, mehr im Kleinen als im Großen betriebsam, sind sie ausgelassen heiter und fröhlich; sie fühlen wenig von politischem und bürgerlichem Druck, haben sich mit dem Volke, unter dem sie wohnen, vermischt und scheinen zu wissen, daß ihnen ein Recht auf den Boden eigen ist, den sie vielleicht zuerst bebauten. Die östreichischen Juden besitzen eine menschliche Eigenschaft, die ihren übrigen Glaubensbrüdern nicht selten mangelt, sie besitzen für Juden — viel Gemüth. Von ausgeschnittenen und verspeisten Christenkinderherzen weiß selbst der reiche Sagenkreis des Landes kein Beispiel zu erzählen. Hier gibt es keine Shylocks, Zadiks und Judas, um sie zu Nacht- und Rachestücken zu verarbeiten, höchstens zur Staffage eines Lustspiels einen schachernden Isaak und Jonathan, den Quersack über den Schultern, mit der nie stillstehenden Zunge, und der nöthigen Verschmiztheit, um als ehrlicher Jude zu

gelten. Von romantischen Szenen bietet die Geschichte der hiesigen Gemeinde so gut wie nichts; denn selbst bei erlittenen Verfolgungen gaben sie ihr Geld lieber freiwillig her und behielten das Leben. Daß in frühern Zeiten manche verbrannt, gerädert, nach damaliger Sitte auf mannigfache Weise in's Himmelreich geschickt wurden, ist leicht möglich, hat aber, da man damals mit einem Menschenleben wie jezt kaum mit einem Hundeleben verfuhr, nicht die geringste Bedeutung. Greuelthaten, wie sie die Judengasse Frankfurts gesehen hat, haben in Prag nie statt gefunden. Dafür besizt die Judenstadt Prags zwei Denkmäler der Vergangenheit, so einzig in ihrer Art, daß man sie den übrigen bekannteren Merkwürdigkeiten mit Recht wenigstens zur Seite setzen kann.

Das eine ist die sogenannte „alte Synagoge", welche isolirt auf einem unregelmäßigen Platze steht. Beim ersten Anblick ist man verlegen, wofür das Bauwerk halten. Es könnte ein Gefängniß, ein Magazin sein, zu allerlezt wird man auf einen Tempel Jehovas rathen. Keineswegs Ruine, zeigt das Gebäude so augenfällige Spuren des Alterthums, daß die umherstehenden, schon viele Jahrhunderte alten Häuser nur Kinder dagegen scheinen. Um das Gemäuer hat die Zeit eine dicke, schwarzgraue Kruste gezogen, daß kein Stein mehr erkennbar, und durch diesen Mantel der Bau gegen alle Elemente vollkommen gesichert wird. Das Dach ist aus Hohlziegeln gefugt, durch die Witte-

rung gebleicht, und auf diese Weise mit dem schwarzen Rumpfe effektvoll im Contrast. Du siehst am ganzen Bau kein Fenster, willst du nicht die Mauerlucken, welche, Schießscharten ähnlich, kaum für einen Menschenkopf Raum haben, also nennen. Eine schmale Thüre, die nur gebückten Hauptes zu passiren, ist die einzige Oeffnung, wodurch man in das Innere gelangt. Bei beträchtlicher Länge und Höhe fast ohne Oeffnungen, ein seltsamer Steinkoloß, ganz ohne seinesgleichen unter den vielen Monumenten der Vorzeit, dabei düster und schauerlich, daß er in das bunte Bild des Lebens, das ihn umringt, lange Schatten wirft, reizt dieser Bau zu näherer Betrachtung.

Treten wir ein. Es geht, wie in einen Kerker, mehre Stufen hinab, durch einen dunkeln, feuchten Gang, bevor wir die lezte Thüre erreichen, deren fast versteinertes Holz in rostigen Eisenbanden hängt, die sich schrillend hin und her bewegen. Wir stehen im jüdischen Heiligthum. Bis das Auge sich an's Halbdunkel und den blendenden Schein einzelner, wie Irrlichter in den finstern Wölbungen herumschwebenden Lampen gewöhnt, thut man wol, die fröstelnden Glieder an den Kohlenbecken zu erwärmen, die in den Wandnischen stehen und mit düsterer Gluth das Nachtstück zauberisch erleuchten, dessen Details allmählig für das Auge hervortreten. Es kostet Mühe, sich in dem wunderlichen Chaos zurecht zu finden, denn die bunt durch einander liegenden heiligen und unheiligen Ge=

räthschaften versperren allen Raum und erschweren die Umsicht. Der Bau bildet ein längliches Viereck und seine gewölbte Decke wird von schwachen, aber zierlichen Säulen getragen. Die Höhe ist mit dem Auge nicht zu messen, weil da oben die ewige Finsterniß lagert. Durch enge Lucken blickt sparsam der Tag herein, der Fußboden ist mit ausgetretenen Steinplatten belegt und die Wände sollen aus großen Quaderstücken konstruirt seyn, — sollen, denn wie ein Rauchfang glänzen sie von tausendjährigem Schmutz. Keine Mauerkelle darf sie mit frischem Anwurf bekleiden, kein Eisen dieses Kleinods sie berauben, nicht einmal ein Nagel eingeschlagen, geschweige die Fenster erweitert, die Thüre erhöht, das Pflaster erneuert, der ganzen Höhle auch nur ein menschliches, geschweige ein heiliges Ansehen gegeben werden.

„Deß Hand soll verdorren und er an Gut, Leib und Seel geschlagen werden, an sich, seinen Kindern und Kindeskindern, welcher seine sündhafte Hand anlegen mag an den geweihten Tempel des einzigen Gottes", so lautet der Fluch, wovon jeder Versuch zurückschrickt. Ueber seinen Ursprung weiß selbst der Jude keine Auskunft, er hat sich als Tradition von Geschlecht zu Geschlecht geerbt. Und wirklich, je mehr der Jahre vergehen, desto sichtbarer zeigt sich Jehovas Schutz; schwerlich kennt ein Archäologe Werke der Menschenhand, die sich selbst überlassen so lange Zeit der Zerstörung widerstanden. Man erzählt von einem Ver-

wegenen, der durch das versuchende Gold eines übermüthigen Christen bestochen, frevelhafte Hand an die heilige Mauer legte. Auf einer Leiter herangestiegen, hatte er kaum das Brecheisen in das Gestein gestoßen, als jene unter ihm zusammenbrach, ein losgerissenes Mauerstück ihn und den Versucher erschlug und über den ganzen Stamm Israel eine grausame Verfolgung brachte.

Mit der andächtigsten Scheu betreten die Orthodoxen den Tempel, welcher der Sage nach von den ersten Flüchtlingen aus dem zerstörten Jerusalem gebaut wurde. Zu jeder Stunde des Tages findet man sie betend und singend, die strengsten Ceremonien befolgend. Die Augen sind nach der heiligen Stadt gerichtet, die Hände kreuzweise über die Brust gelegt; sie beugen sich vor der Bundeslade in allen Körpergelenken, sie wiederholen die Refrains der langen Gebete des Vorsängers in entsetzlichen Tönen; bald springen sie hoch auf, bald sind sie auf die Knie geworfen, und fortwährend die Lippen in rastloser Bewegung.

Wenn auch nicht von gleichem, aber doch immer noch hohem Alter sind die heiligen Geräthe; die Kohlenbecken, Leuchter und Kandelaber, die in allen Ecken durch einander liegen, haben antiquarischen Werth, die Singpulte zeigen hie und da vortreffliche Schnitzarbeit, und ein ausgezeichnetes Werk der Erzgießerei ist die Bundeslade von massivem Silber, das Allerheiligste, wo das Gesetzbuch aufbewahrt wird und vor

welchem die Rabbiner den Gottesdienst verrichten. Auch die Juden haben ihre Reliquien, wenigstens gilt das hiesige Gesetzbuch für eines der aus dem Tempel geretteten Exemplare, — freilich nur ein kleiner Ruhm gegen den der römischen Gemeinde, welche das Original der zehn Gebote besitzen will. Es war gerade Sabbath und wir sahen das heilige Buch nahe und deutlich; es wurde rings herum gegeben, von denen, die lesen können, angenommen, einzelne Sprüche daraus abgeleiert, und von Allen ehrfurchtsvoll geküßt. Es ist in der Synagoge wol das einzige Stück, welches man, ohne sich zu beschmutzen, anfassen kann, denn es wird jährlich in eine seidene, mit Gold gestickte Decke eingeschlagen, worin es gehalten werden muß, da keine bloßen Hände es berühren dürfen.

Das Tröstlichste an diesem unheimlichen Ort sind die schwarzen Augen der jüdischen Frauen und Mädchen, deren Sterne glühende Strahlen aus den Mauerritzen schießen, hinter welchen sie, getrennt von der männlichen Gemeinde, dem Gottesdienste beiwohnen. Dieß ist Gebot des Talmuds; in allen Synagogen trennt sie ein besonderer Verschlag mit Gitterfenstern von den Männern. Doch hier ist es zu arg, und so unartig gegen Damen zu seyn, kann selbst ein mosaisches Gesetz nicht gebieten. Der innere Tempel ist ein wahres Prunkgemach gegen die Mördergrube, wo die Frauen ihre Andacht halten. Eine Galerie, niedrig, feucht, voll Modergeruch, so finster, daß man

die Hände zum Gehen gebrauchen muß, zieht sich, wie der Gangweg eines Schiffes, rings um das Heiligthum, durch fußdicke Mauern davon geschieden, und nur durch schmale Seh- und Schalllöcher damit verbunden. Hier, unter Ratten und Mäusen sitzen die reizenden Töchter Israels, den Gott ihrer Väter auf den Lippen, den schönen Christenknaben im Herzen, denn in der Liebe werden sie selbst vom Glauben abtrünnig, und keine mehr als die feurigen Esthers und Rebekkas von Prag.

Doch die Kerkerluft beengt die Brust und das Auge sehnt sich nach des Himmels Licht. Man athmet tief auf, wenn man aus der düstern Nacht wieder an den Tag tritt, und schüttelt von Körper und Geist die Fesseln, womit das dämonische Schauspiel gefangen hielt. Der bunte Wechsel des Lebens, der uns wieder umgibt, ruft Wirklichkeit und Gegenwart schnell zurück. Wie, wann und warum entstand der merkwürdige Bau? solche Fragen drängen sich, und die schon erwähnten Sagen antworten darauf. Allem Anscheine nach diente er Anfangs neben dem heiligen zu weltlichem Zweck, als ein festes Bollwerk in Zeiten der Gefahr, wie dieß auch bei christlichen Kirchen früher der Fall war. Darf man übereinstimmenden Traditionen trauen, so ist er das älteste auf uns gekommene Menschenwerk in der ganzen Umgebung, und die Juden, wenn sie den Bau wirklich angelegt, haben schon längst hier gelebt, als die Czechen das Land in Besitz

nahmen. Immer aber bleibt es wünschenswerth, daß dieses Monument einen verständigen Forscher finde.

Nicht weit von diesem befindet sich ein zweites interessantes Denkmal des Judaismus. Durch ein Gewirr enger Straßen erreichen wir die Pforte eines niedrigen, halb eingefallenen Hauses, wo wir nach langem Pochen, dessen jeder Schlag ein lautes Echo in den leeren Räumen weckt, den Eintritt erhalten. Zwar mitten in der Altstadt und bewohnten Gebäuden herrscht gegen die andern Quartiere auffallende Stille und Leere. Der Tod schreckt, dessen Felder wir betreten. Es ist der alte, jüdische Kirchhof, seit 1746 geschlossen, von wo an die Todten ausserhalb der Mauer begraben werden. Könnte man Jemanden plötzlich ohne sein Wissen dahin versetzen, es ginge ihm wie bei der Synagoge, er wüßte wahrlich nicht, wo ein wo aus, so originell und fantastisch muß ihm Alles vorkommen. Am ehesten glaubte man unter den Trümmern einer durch Erdbeben zerstörten Stadt zu sein, oder man dächte an eine Auferstehung der Todten, wo der Posaunenschall die Leichensteine hoch emporgehoben und durcheinandergeworfen. Hier liegt Material genug, den größten Palast der Welt zu bauen, hunderttausende von Grabplatten, in Würfel-, Quader- und Pyramidenform gehauen, mit hebräischen Charakteren gezeichnet, wie zu einem Thurmbau an- und übereinander gereiht und gestellt. Schmale Wege, kaum für Einen gangbar, durchschneiden dieses Steinmeer, und wo nur die kleinste

Spalte die Erde frei läßt, hat sich ein Fliederbusch an's Licht gedrängt, die Aeste weit ausgebreitet, und ist mit den Nachbarn so verwachsen, daß sie über den ganzen Kirchhof eine grüne Decke weben und es unmöglich wird, in das Dickicht einzudringen.

Die Natur ist auch hier sich selbst überlassen, der Jude läßt sie ungehindert schalten, kaum daß er einzelne Gänge frei hält, welche zu den Gräbern berühmter Rabbiner führen. Diese zeichnen sich vor den andern durch ihre Größe und sorgfältigere Konstruction aus. Es ist eine Art Katafalk von Stein, bisweilen mit Skulpturen geziert, zur Seite die Gattin, die Kinder und Schüler; eine lange Denkschrift enthält den Lebenslauf. Sie werden von Unkraut und Gestrüpp gereinigt und öfters von Wallfahrten besucht. Dabei herrscht die sonderbare Sitte, als Zeichen der Verehrung kleine Steine auf das Grabmal zu legen, aus deren Menge man die Verdienste und den Werth des Todten erkennt. Viel besucht ist das Monument des Rabbi Löw, desselben, dem die Erfindung der Camera obscura zugeschrieben wird. Kaiser Rudolf, der den gelehrten Mann und Astrologen öfters besuchte und selbst gern den Hexenmeister spielte, soll ganz betroffen gewesen seyn, als er plötzlich den großen Hradschin in der Stube des Juden auf einem Pergament wunderbar genau abconterfeit erblickte. Sämmtliche Alchymisten und Magier, deren es damals in Prag eine Menge gab, wurden eifersüchtig und hezten Gott und den Kai-

ser gegen den Rabbiner. Doch sie konnten nicht an ihn, sein Ansehen stieg und er starb, von den Seinigen als Vorläufer des Messias verehrt.

Zum Erstaunen gut hat sich auf den meisten Steinen die Grabschrift erhalten, und doch ist die jüngste bereits 94 Jahre alt. Der Kirchhof, durch die ausgegrabene Erde selbst etwas erhaben, ist mit einer massiven Mauer umgeben, woran die benachbarten Wohnhäuser hart stoßen und seine ganze Fläche überschauen. Er liegt, obgleich eine kleine Stunde im Umfange, doch, wie gesagt, mitten in der Altstadt, die dadurch eine für die Einwohnerzal unverhältnißmäßige Ausdehnung bekommt.

Auch hier verliert sich die Geschichte in die Sage. Wenn man die nur geringe Gemeinde selbst für die Vergangenheit so zahlreich annehmen wollte, als sie jezt ist, so bedürfte es doch mehr als tausend Jahre, um einen solchen Todtenacker zu füllen, wo Stein an Stein nicht gelegt, sondern gestellt ist, das Höchste angenommen, daß eine Generation in fünfzig Jahren ausstarb. Freilich ist Gesetz, eine Leiche nie auszugraben, noch einen Sarg über den andern zu stellen, doch bleibt es immer schwer begreiflich, wie diese Masse entstehen konnte, denn ein jüdischer Sarg ist weiter nichts als „vier Bretter und zwei Brettchen", und die Todten neben einander zu legen, war erlaubt, geschah wol auch, wie die gehäuften Grabsteine beweisen. So weit historische Gewißheit geht, überstieg die Zahl der Ju-

den niemals die jetzige; und es bleibt, um das Seltsame einigermaßen zu erklären, nichts übrig, als einige vor Kurzem entzifferte Grabplatten zu Hülfe zu nehmen, welche Jahreszahlen trugen, wohin selbst die Mythe nicht mehr reicht. Zweifel an der richtigen Lesart werden nicht fehlen; doch wie dem auch sey, es läßt sich vielleicht durch solche Spuren ein Zusammenhang mit der Sage um so eher finden, als die beiden Denkmäler von so eigenthümlicher Beschaffenheit sind, daß sie mit den andern Bauwerken dieser an Alterthümern so reichen Stadt auf keine Weise in Verbindung gebracht werden können. — Das ruinenartige Haus am Eingang ist die Todtenkammer, wohin noch jezt die Leichen getragen werden; man wäscht sie, nimmt die nöthigen Zeremonien vor, und dann erst erfolgt die Bestattung, nunmehr ausserhalb der Ringmauern.

Bevor wir den Ghetto verlassen und aus dem tiefen Schacht der Vergangenheit in das Leben der Gegenwart zurückkehren, hält uns ein reinliches Gebäude von gefälliger Form auf. Man staunt, wie sich so etwas hierher verirren kann. Es ist die neue Synagoge. Wie ist sie so ganz anders als ihre Schwester! Gleich einem Herrnhuter Bethause von Ansehen, einfach, ein würdiger Aufenthalt für Menschen, die ihren Gott verehren, und die Frauen sitzen in geräumigen Gitterlogen und empfinden doppelt die Wohlthat des Sehens und Gesehenswerdens. Hier ist auch ein geläuterter Gottesdienst eingeführt. Die tollen Zeremo-

nien, das Tanzen, Springen, alle Verzuckungen, sind abgeschafft, an die Stelle roher Vorsänger sind musikalisch gebildete getreten, und die Kinder werden von früh an im Gesang unterrichtet, so daß endlich das Ohren zerreißende Geschrei einer Judengemeinde aufhören wird. Ein junger Rabbiner predigt mit dem Geist der Versöhnung und im Sinne des Fortschritts allgemeiner Menschenliebe. Natürlich, daß die alten Zeloten Ach und Weh über die Ketzer schreien und alle Gemeinschaft mit ihnen verfluchen.

VI.

Reliquien von Weimar.

Warum gefällt uns eine Ruine nicht bloß ihrer landschaftlichen Lage, sondern auch ihrer Stimmung nach? Weil sie allein ist mit der großen Geschichte ihrer Vergangenheit, weil kein störendes Zwischenspiel den Gang unserer Fantasie unterbricht. Was würdet ihr sagen, wollte man die malerischen Ruinen der Rheinlande hergeben für Sommerwohnungen unserer modernen Dandy's und Elegants, daß sie mit all' dem Flittertand der Pariser Mode, der kleinen Seele und dem kleinen Körper, eine schreiende Ironie jener gewaltigen Zeiten wären. Unser Geschlecht, wo das Individuum nichts mehr gilt, wo nur die Massen zählen, gehört nicht auf die Bergspitzen und in stolze Schlösser, welche die Kraft des Armes gegen eine Welt vertheidigte.

Die Ruinen von Weimar sind darum so traurig. Was wollen die Pygmäen, die auf dem Grase, welches über den Gräbern ihrer großen Vorfahren gewachsen ist, hin und wieder spucken? Ich weiß nicht, aber

mir kommen alle Leute wie Lohnbediente vor, die die mechanische Fertigkeit haben, den geduldigen Fremden mit dem aufgezogenen Räderwerk ihrer Beredtsamkeit beispiellos zu langweilen. Der Hausknecht, welcher mir im „Erbprinzen“ den Staub von den Stiefeln rieb, sagte mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldete: „Ich werde Sie zu Göthe führen.“ Der Bursche war aus der Umgebung, erst seit wenig Wochen im Dienst, und Göthe bereits acht Jahre todt. Es ist ganz köstlich, wie die Weimaraner mit ihren großen Geistern so auf du und du stehen. Fast möchte man glauben, sie wären mit jedem dieser Stockphilister verbast und vervettert gewesen, oder hätten wenigstens Brüderschaft mit ihnen getrunken. Da ist der Sonnenwirth, der erzählt den ganzen Tag von seinem Beichtvater und dessen „hyperbolischen Ergießungen.“ Fragst du mit Theilnahme nach dem ausserordentlichen Manne Gottes, dreht er grober Weise dir den Rücken, und murmelt eine Verwünschung über deine Ignoranz. „Wer soll es seyn?“ plazt er am Ende heraus, „der Geist des Christenthums, der Oberconsistorialpräsident von Herder ist es.“

In „Tieffurth“ — das Dorf liegt nahe bei der Stadt anmuthig am Ufer der Ilm — schoben wir öfters Kegel. Eine hölzerne Kapsel, die neben dem Kugelkasten steht, und wovor drei schwere Vorlegschlösser hingen, erregte unsere Aufmerksamkeit.

„Aha", sagte ein alter Mann, der, wir wußten nicht wie, auf einmal unter uns stand; „Sie wittern Morgenluft."

Er unterbrach unser Spiel, und neugierig drängten wir uns herum.

„Was wird es am Ende seyn, als ein schmutziger Lappen, womit sich eure Klassiker die Hände nach dem Kegelspiel wuschen!" rief eine flotte Jenenser Muse, ungeduldig, bis alle Schlösser von dem Schatzkästlein fielen.

„Sehen Sie, meine Herren", rief der improvisirte Cicerone, und hob eine Kugel, so ganz gewöhnlich wie jede andere, aus der Kapsel, „sehen Sie, das ist ein Vermächtniß des berühmten Bürger, des Bürger, der die berühmte „Lenore" gedichtet hat. Fast täglich kam der Dichter in unser niedriges Haus, und ergözte sich Stundenlang mit dem Kegelspiel. Er ließ sich eine besondere Kugel fertigen, welche ich Ihnen zu zeigen die Ehre habe, und als er von Weimar schied, sagte er noch bei'm Einsteigen in den Wagen — ich war sein Diener und er hatte mich reichlich beschenkt — „lieber Hemmling, die Kugel in Tieffurth auf der Kegelbahn magst du zum Andenken behalten." Und sehen Sie, meine Herren, das ist sie. Ich bitte um ein Almosen, meine Herren."

Das ist noch rührend, und hört sich behaglich zu. Aber die Schneider und Schuster muß man kennen.

„Ich habe lange Jahre für Se. Excellenz den ge=

heimen Rath von Göthe gearbeitet, Sie waren mit mir immer sehr zufrieden. Ich bin der Sohn meines Vaters, der bei Herrn von Schiller ausschließlich die Fußbekleidung besorgte. Dieselben waren ein wenig peinlich, verlangten immer knappe schmale Stiefel, denn Sie hatten einen sehr schönen Fuß. Sollten Sie vielleicht die Schriftzüge interessiren, kann ich Ihnen ein Billet vorweisen, worin Sie meinem Vater höchst eigene Instruktion gaben."

Lachend verlangte ich dem bleichen Jüngling die Reliquie ab. Es war richtig Schiller's Hand, und lautete:

Lieber Meister Heitmann!

Ich muß Ihnen meine Wünsche über das Schuh- und Stiefelwerk einmal schriftlich zusammenfassen. Geben Sie vor Allen in der Länge einen halben Zoll regelmäßig zu, damit der Fuß Raum hat und sich nicht in die Breite tritt, was recht häßlich ist. Ueber die Spannen halten Sie das Leder knapp, den Absatz stellen Sie vorwärts, damit die Ferse sich nicht zurücktritt, sonst machen Sie ihn hoch und spitzig zulaufend. Die Schäfte müssen bis über die halbe Wade gehen. Im Uebrigen empfehle ich Ihnen schnell zu arbeiten.

Besten Gruß. Ergebenst Fr. S.

Wer das Original sehen will, möge in Weimar nur im „Erbprinzen" nach dem Schuhmachermeister Heitmann fragen. Er wohnt ganz in der Nähe am

Markte, und arbeitet für die Gäste des Hotels. Ich wundre mich nur, daß noch keiner der vielen Biographen des Dichters solchen Fund entdeckt hat. Denn so weit ist es mit der Industrie der Bücherfabrikation bereits gekommen, daß man den Papierkorb und das Kehrichtfaß eines Dichters zum Druck ausbeutet. Frau von Göthe kann über die Zumuthungen, die nach dem Tode ihres Schwiegervaters an sie ergingen, die besten Details geben.

Nun sollte man vermuthen, in Weimar, wo vom Lampenputzer bis zum geheimen Rath Alles auf den Höhen der klassischen Dichtkunst und unfehlbarer Philosofie wandelt, müßten die Worte der Offenbarung wie Honig von den Lippen strömen.

„Haben Sie Göthe's Farbenlehre gelesen?“ fragte ich eine Dame aus dem Honoratiorenstand, und selbst in dieser Frage schien mir ein unartiger Zweifel zu liegen.

„Farbenlehre?“ lispelte sie in dem Gesangsrythmus der sächsischen Mundart, „ne, wo denken Sie hin, wissen Sie nich, was man so unter sich hat, sieht mer und liest mer immer am lezten. Ich kenne von Göthe weiter nichts als die Götter Griechenlands, die Werther'schen Leiden, die mir nah zu Herzen gingen, einige Gedichte, ich weiß aber nicht mehr, wie sie heißen, den „Faust“, und dann das Trauerspiel, Gott, wie heißt's doch, 's wird einer hingerichtet, nachdem er vorher im Schlaf eine Erscheinung gehabt. Ich sah's

neulich im Theater in bengalischer Beleuchtung, 's fällt mir ein, Egmont."

Heine fragt naiv: „Mein Liebchen, was willst du mehr?"

Fort aus dieser sumpfigen Stickluft. Der frische Geist, der aus dem eignen Innern weht, ist die einzige gesunde Luft im schwülen Weimar. Ich besuchte Herrn Eckermann. Dieses Mannes Leben war bis zu Göthe's Tod eigentlich kein Zweck, sondern reines Mittel, doch ein Mittel, wie der Thon in des Bildners Hand, der Grundstoff seiner Werke. Hätte Göthe Eckermann's Hand und Feder nicht gehabt, unsere Literatur wäre um große Schätze ärmer. Der Dichter schrieb in den lezten zwanzig Jahren das Wenigste eigenhändig; als Peripatetiker machte er seine Gedanken laut, und Eckermann's verständiger Geist sog, wie ein durstiges Kind von der Mutterbrust, diese Nahrung ein. — Eckermann war der eigentliche Trabant im Göthe'schen Sonnensystem; mehr als Wagner, der Famulus, hat er seines Herrn und Meisters innerlichstes Wesen begriffen. Daß er in seinen Erinnerungen mit Liebe und Verehrung zeichnete, gibt dem Buche die warme Empfindung, welche etwas Schmuck mehr oder weniger gern in Kauf nimmt.

Miteinander gingen wir in Göthe's Haus. Ich hätte es allein gefunden. Man kann in Weimar schwer irre gehen, wenn man mit offenen Augen sucht. Ich kann Göthe's Haus am besten beschreiben, wenn

ich von ihm sage, es sähe aus, als gehöre es nach Ferrara und eben trete aus seinem Portale Leonore von Este, freundlich den Sänger grüßend, der ehrerbietig ihr das Geleite gegeben. Wer Italien kennt, begnügt sich an der Beschreibung; wer Italien nicht kennt, kann sie in Göthe selbst bis zur lebendigen Anschauung nachlesen.

Er hat es selbst gebaut nach der Heimkehr von jenseits der Berge. Wo sein scharfer Sinn einmal hindrang, erfaßte er das Wesen aller Dinge in den lezten Gründen. Seine Aphorismen über das Antike und Moderne in den bildenden Künsten sind aus einfachen Studien eigentliche Lehrbücher geworden.

Ein freundlicher, wohlgepflegter Garten schließt sich an die Hinterseite des Göthe'schen Hauses. Am Arbeitszimmer wachsen die Baumzweige bis in die Fenster hinein. Ein kleines niedriges Gemach, fast kahl und einfach, wie das eines armen deutschen Stubengelehrten. In der Mitte ein Klappentisch von unpolirtem Holz, mit grünem Tuch überzogen, am Fenster ein Schreibtisch, worauf ein Bücherschrank, hart daneben ein Arbeitstischchen für den kleinen Enkelsohn, ein größeres Bücherrepositorium, eine lange, schmale gegenüber an der Wand befestigte Tafel, noch zwei andere schmucklose Tischchen, und dazu vier bis fünf altmodische Stühle, das ist das ganze Mobiliar des Zimmers. Die Kinder, erzählte Eckermann, gingen ihn oft an, sein Studierzimmer besser auszustatten, be-

sonders der Sohn konnte nichts elegant und vornehm genug haben. Doch Göthe wehrte ihrer Zudringlichkeit mit den Worten: „In euern Putzzimmern kann ich weder denken noch arbeiten, laßt mich nur in meiner Rumpelkammer.“

Es sieht darin aus, als wenn der Dichter eben ausgegangen und Alles, wie er es aus der Hand gelegt, habe liegen lassen. Nun wird es von einem im Testament besonders aufgestellten Custos in demselben Zustand, als es am Todestage sich befand, erhalten. Da liegt noch heute dieselbe Seite des „Marino Faliero“ aufgeschlagen, als er zulezt darin las. Byron war Göthe's Liebling, wie ihn auch jener hoch verehrte. Noch kurz vor seinem Tode sandte er ihm aus Griechenland das ihm gewidmete Trauerspiel, mit einem türkischen Seidenshawl umwunden, den der kühne Philhellene mit eigener Hand sich von einem muselmännischen Haupte erbeutet hatte. Schade, daß sich die großen Geister im Leben nie begegneten. So verschieden und doch so gleich! Ein ungebändigter Bergstrom und die beruhigte tiefe See, aber beide von dem Himmelsquell genährt.

Auf einem der Tische liegt das älteste Manuscript des „Götz von Berlichingen.“ Das Papier sieht alt und gelb, die Handschrift jugendlich aus. Diese kam nie zum Druck. Es gibt vier Bearbeitungen des Trauerspiels, zwei, die veröffentlicht, und zwei, die nur Manuskript geblieben sind. Ich las einige Seiten, die

lauteten wie aus einer alten Chronik. Solche Kraft und Saft im Ausdruck. Das wäre was für die zimperliche Kokketterie unseres Theaterpublikums!

Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.

Göthe ist überall ein Dichter der Natur; was Wunder, daß er sie in den lezten Abschnitten seines Lebens zum Gegenstand der Wissenschaft erhob. In seiner Theorie der Farben liegen Newton'sche Forschungen begraben. Absichtlich sage ich „begraben", und abstrahire ganz von der Unkenntniß der Weimaraner Damen, nur die Fakultätsgelehrten im Augenmerk, welche das vortreffliche Werk, weil es kein graduirter Professor schrieb, vornehm ignoriren. O über diesen deutschen gelehrten Kastendünkel! — Eckermann zeigte uns einen Napoleon von Milchglas, den er als Riechfläschchen in einem Straßburger Friseurladen gekauft hatte, woran Göthe die meisten Beobachtungen des Lichts und der Farben machte.

Ja, wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf.

An das Studierzimmer stößt das Schlafkabinet an, ziemlich kurz und eng, und gleichfalls mit der Aussicht auf den Garten. Neben dem Bett steht ein gepolsterter Lehnstuhl. Auf demselben starb der Dichter ohne Schmerz und ohne das geringste Vorgefühl des Todes.

Ganz anders sieht der Vordertheil des weitläu-

figen Gebäudes aus, wo sich die Gesellschaftszimmer in einer langen Flucht aneinander schließen. Da herrscht Reichthum, Eleganz und was noch mehr, das feinste richtigste Gefühl in zweckmäßiger Anordnung. Warum macht man nur immer Göthe den Vorwurf, daß er das Leben genoß, so gut er es konnte? Soll denn der Dichter nur immer entbehren, in Elend, Kummer und Nahrungssorgen sein? kein Lorbeerbaum ohne Bettelstab? Gott weiß, was das bei uns für Neid, Mißgunst oder hergebrachtes Vorurtheil ist. Es gibt wahrhaftig so kleine Geister, die es Göthe nicht verzeihen können, daß er reich und Minister war. Und weil er einen großen Stern auf der Brust trug, mußt' er durchaus ein kaltes Herz haben! Solchen Unsinn spricht nun Einer dem Andern gedankenlos nach. Nimmt er dann ein Göthe'sches Buch zur Hand, so sezt er sich vorher recht in der vorgefaßten Meinung fest, damit er ja nicht herauskomme.

Göthe's Wissen war in der That universell. Das erkennt man recht deutlich bei dem Anblick der reichen Sammlung von Gegenständen der Kunst und Wissenschaften, die nicht todt aufgespeichert, ein Raritätenkabinet für eitle Aufstellung, sondern das Ergebniß lebenslänglicher Mühen und Forschungen sind. Der Dichter war für jedes Fach sein eigener Käufer und Lehrer, er erstarkte seinen Geist in dem Material der Natur und Kunst, und bildete durch das tiefe Erkenntnißvermögen seiner Seele die Lehren, die sich seither

daran knüpfen, aus. Diese praktische Thätigkeit seines Lebens ist noch lange nicht genug gewürdigt, denn gerade, daß er als Dichter noch Zeit und Interesse für irdische Bestrebungen behielt, zeichnet ihn vor den Andern aus.

Die Sammlungen Göthe's von Mineralien, Pflanzen, Gemmen, Antiken, Medaillen, Vasen, Kupferstichen u. s. w. sind ein wahres Museum, wenn auch nicht zalreicher, doch auserlesener als manches königliche. Kaum wird man in Deutschland schönere Ausgrabungen aus Pompeji finden. Vieles davon brachte ihm sein Sohn mit, der lange in Italien zubrachte, und daselbst den Grund zu der Krankheit legte, die ihn in der Blüthe seiner Jahre dahinraffte. Der lezte Sprosse des Dichters, sein Enkel, hat der Musik Treue geschworen, und sich nicht ohne Glück als Opernkomponist versucht.

Als Beweise der Huldigung des In- und Auslandes empfing Göthe in den lezten Lebensjahren von seiner Vaterstadt Frankfurt zwei herrliche Geschenke, das eine ein goldener mit Smaragden durchzogener Lorbeerkranz, das andere ein großer silberner Pokal mit erhabener Arbeit. — England schickte ein herrlich in Email gearbeitetes, mit Gold verziertes Petschaft, das in der Mitte einen Stern fassend, die Devise trägt: „Ohne Hast, aber ohne Rast“, des Dichters treffende Lebensregel.

Wie ich höre, ist vor Kurzem der Vorschlag ge-

schehen, das Göthe'sche Haus als ein Nationaldenkmal anzukaufen, und in dem zeitherigen Zustand zu erhalten. Das wäre kaum in des großen Mannes Sinn gehandelt. Seine Schätze sollen kein todtes Schaustück bleiben, sie sollen in lebendige Wirksamkeit übergehen. Möge der Staat sie kaufen und als Grundstock zu einem Kunstmuseum, woran es Weimar gänzlich fehlt, gebrauchen. Kein anderes Denkmal an die ausserordentliche Periode hat die Stadt, als die schale Erinnerung — doch ja, die beiden Särge Schiller's und Göthe's zur Rechten und Linken ihres edlen Gönners, Karl August, in der großherzoglichen Gruft.

Eckermann gab mir einige Notizen über das Verhältniß Göthe's zu Bettina. Nie, erzählte er, fühlte Göthe anders als freundschaftlich für Bettina, die allerdings ihrerseits aufs Höchste excentrisch und eitel war, so daß es Göthe oft widrig berührte. Sie hätte am liebsten gleich ein süßes Liebesspiel mit dem großen Manne angesponnen. Wenn sie auf Besuch kam, und dieß geschah über die Maßen oft, wurde sie stets mit gleicher Zuvorkommenheit empfangen. Einmal, als große Gesellschaft bei Göthe war, forderte er sie auf, sich zu ihm auf das Sofa zu setzen. Bettina mit deklamatorischer Geberde wehrte die Einladung ab, warf sich vor ihm nieder und rief: „Hier zu den Füßen des Göttersohnes ist mein wahrer Platz.“ Göthe, von so grober Schmeichelei verlezt, stand auf, machte

sich von der Zudringlichen los und ging in ein anderes Zimmer.

In jene Genieperiode des vorigen Jahrhunderts fällt auch der nun seit mehren Jahren in Dresden gestorbene Hofrath Böttiger, damals Rektor des Weimaraner Gymnasiums. Göthe war wenig sein Freund, denn er liebte schwache Charaktere, auch wenn sie noch so guten Herzens waren, nicht. Gut sein und sonst nichts, ist kein Verdienst. Böttiger hat sich bei der Schwäche seiner Eitelkeit mancher Liebesdienerei und Indiskretion schuldig gemacht. Er nahm an den trauten Abendzirkeln, wo sich die großen Geister, die da zusammensaßen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihre neuesten Produkte im voraus mittheilten, gleichfalls Antheil. Schiller las bei solcher Gelegenheit „Wallensteins Lager" vor und Böttiger wußte das Manuskript dessen gefälliger Freundschaft leicht abzuschwatzen. Doch erst nach Verlauf längerer Zeit und von Schiller mehrfach ersucht, stellte er es zurück. Aber sieh, bevor es noch im Druck erschien, spielte man es bereits in Kopenhagen. Dieser Umstand trug durch seine Folgen viel zu Böttiger's Abgang von Weimar bei.

Die Zeit von Göthe's vollständiger Rechtfertigung ist noch nicht da, aber ausbleiben wird sie nicht. Schon jezt fällt ein Vorurtheil nach dem andern. In England hat er längst neben dem ersten einheimischen Dichter seinen Ehrenplatz errungen, und nur wir,

deren Bruder er ist, sperren uns gegen einen Ruhm, der dem ganzen Vaterland zu gute kommt.

Auf Stunden, unter solchen Erinnerungen zugebracht, gibt es nichts Besseres zu thun, als des Abends allein mit seinen Gedanken hinaus zur Stadt nach den grünen Bergen Thüringens zu fahren. Und so that ich es.

Siehe auch Buch Nr 410
Körber : Nürnberg

VII.

Ein Nürnberger Bilderbogen.

Das Mittelalter ist für das neunzehnte Jahrhundert allein noch lebendig in Nürnberg.

Wie ich so wandelte an der Kurie und der geschwärzten Sebaldus kirche und am „schönen Brunnen" vorbei, über die Fleischbrücke, den „ponte Rialto" der Nürnberger, mitten durch die reiche Bilderpracht, welche mit Farben so hell, als wären sie gestern gemalt, von thurmhohen Gibeln herabstrahlt; mitten durch die närrisch einfältigliche Skulptur, welche die tollsten Einfälle des Humors in Stein und Holz gemeißelt und an Wand, Fenster, Erker, Thür und Laden aufgehängt hat; mitten durch die konfuse, buntscheckige Bauart, worin sich das Bedürfniß im Vergnügen und das Vergnügen im Bedürfniß auflösen; mitten durch die freundlichen Menschengesichter, die mit gescheiten Augen so herzlich den Gruß entgegenlachen; wie ich so wandelte durch die steinernen Tafeln eines historischen Stammbuchs hinaus zum Thore, wo die Mauerzinnen wehmüthig in die leeren, ausgetrockneten Gräben herabse-

hen, hinauf nach der Burg, die in weiter Fläche stolz auf ihrem Felsenlager horstet — da ging mir, wie ein tiefer Schacht, die Erinnerung auf, und mein Auge erblickte Gestalten, welche die Seele lieb hat.

Die Pforten der Kurie springen aus einander, auf den Söllern wird es lebendig, schöne Frauenbilder mit wehenden Schleiern, Goldspangen und Ketten um Stirn, Hals und Arm, verneigen sich mit züchtiger Anmuth, und über den Nacken gelehnt schaut das trunkene Gesicht des Patriziers nach dem Festzug, der eben das Rathhaus verläßt. Es ist der Triumfzug des „lezten Ritters", des wohlgewogenen Freundes der guten Stadt Nürnberg. Eben kehrt er von Frankfurt heim, den „ewigen Landfrieden" bei sich. Welche Freude für die Reichsstädter, nun mit sicherem Geleite des kaiserlichen Schutzbriefes ihre Karavanen aus- und einzuführen, ohne jedem Wegelagerer mit Blut oder Geld den Fleiß ihrer Hände abzukaufen! Ein fantastisch aufgepuzter Wagen führt den Kaiser, geleitet von den Allegorien aller Tugenden, Wissenschaften und Künste. Ein langer Zug im malerischen Prachtgewande jener Tage zeigt die Blüthe des wackern Bürgerthums. Nicht an der kalten Wand, die jezt unter Dürer's Farben glüht, hängt mehr das Bild, es ist aus seinem Rahmen heraus in das frische Leben hineingetreten.

Bei „St. Sebaldus" klingen die Meßglocken, die Pfeiler werfen düstere Schatten und in den Fenstern

schwimmen bunte Lichter. Wer ist der Mann heitern Antlitzes, im Anblick eines hohen Grabmals von wunderbarer Arbeit versunken, schlichten Anzuges, mit Schurzfell, Gürtelbund und Schnalle, die Ärmel des Hemdes aufgestreift, den Hals entblößt, das Käppchen auf dem Haupte, den Hammer in der einen, den Meißel in der andern Hand? Was will er hier an diesem heiligen Orte in so werktäglichem Anzug, ohne Feierkleid? Und doch, wo gehörtest du hin, biederer Künstler, deutsches Gemüth, Peter Vischer, wenn nicht vor das unvergängliche Denkmal deines Geistes?

Trüben Wassers, wohl in Trauer über die Gegenwart, schleicht die Pegnitz, mattherzig, mitten durch die Stadt. Ein hoher Brückenbogen wölbt sich drüber weg und gibt Kunde von dem stolzen Reichsstädtersinn, der eine venetianische Zierde mit dem Rechte des Vermögens für sich usurpirte. Freilich ist die „Fleischbrücke" keine Rialtobrücke geworden, aber immer ein Bogen, der sich sehen lassen darf.

Da zur Seite, am linken Flußufer, dehnen sich weite Magazine und Speicher hin. Welch Leben und Treiben darin und darum! Das ist gewiß der reiche Handelsherr Peutinger, welcher zu oberst eines großen Warenballens steht, den Überschlag der lezten ostindischen Spedition berechnend. Fremdartige Gesichter umgeben ihn, orientalischen Gepräges, mit Ehrfurcht die Befehle erwartend, denn weit reichten damals die Arme Nürnbergs, im griechischen Archipel schwam-

men seine Güter, und der reiche Patrizier hatte in Smyrna den Stapelplatz des einträglichen Handels in die Länder des Zuckers, Kaffes und der Gewürze.

Dürfen wir an Adam Kraft's Sacramentshäuslein vorübergehen? Sicherlich nicht, denn siehe, die schmucke Kirchgängerin, welche aus dem großen Portal eines begiebelten und beerkerten Palastes so fromm und sittsam tritt, die Leibmagd hintendrein, das Betbuch in der Hand, ruft uns den irdischen Heiland lebhaft in den Sinn, um nicht mit ihr zu dem himmlischen ein Paternoster in St. Lorenz zu beten. O ich verstehe die Könige und Fürsten wol, die sich nicht von den Schlössern die Edelfräulein, sondern aus dem Goldschmiedsladen die Bürgerstochter holten.

Philippine Welser, Agnes Bernauerinn und du, Nürnberger Walpurgis, die du jezt inbrünstig die schönen Knie beugst und mir das Blut durch die Adern treibst! — Da verliere ich mich in die steinernen Märchen, die du, kräftiger Meister Adam, uns erzählst. Er selbst kniet da, mit krausem Bart, die Entzükkung eines Himmels im Angesicht. Auf seinen athletischen Schultern trägt er das eigene Kunstwerk seiner Fantasie. Schwachsinnige Thoren, die dich nicht begreifen! Sie erzählen, du habest das Geheimniß verstanden, den Stein zu erweichen, um ihn in die Form zu pressen wie Thon! —

Eilen wir nicht zu schnell durch die Straßen,

da gibt es Viel und Merkwürdiges zu schauen. Steht da nicht Meister Martin mit seinen Gesellen in der Hausflur, Rosa, die Herzenskönigin, der Preis des Meisterstücks, zwischen den beiden Nebenbuhlern, die ihren blauen Augen zu lieb Faßbinder wurden? Und dort oben, wo die Gelbveigelein zum Fenster heraussehen, sagt an, wer ist der Mann mit der tiefgefurchten Stirne, dem sinnigen Blick, dem beredten Munde — was will er in der Umgebung, die Pfrieme zur Hand, auf einem dreibeinigen Schemel das Leder über den Leisten messend, mitten unter Schusterpech und Wichse, in einem lärmenden Chor Gesellen, welcher eben ein kräftiges Lied beendet hat? Der Meister steht auf und dankt wolgefällig den braven Burschen. Nun, wo wir sind? Wer's noch nicht weiß, für den steht es groß über der Hausthür zu lesen, beim „Hannsen Sachs." Was hat man, Dichterschuster, jezt aus deinem Heiligthum gemacht? Eine Schenke, um dein Andenken mit Bier und Würsten zu feiern!

Zu schönern Bildern, zum Thore hinaus! Du altes Arsenal mit deinen dicken Thürmen einem Blockhaus zu vergleichen, mahnst mich mit achtunggebietender Erinnerung an die Heldenzeiten deiner Vaterstadt. Preis ihnen und Ehre! Du warst ein unerschütterliches Bollwerk deiner Freiheit, und das Recht ging, als man es weit und breit geächtet, am liebsten in deinen Waffendienst. Wenn ihr sprechen könntet, ihr alten ehrwürdigen Mauern, ihr Gräben, Bastionen und Zinnen,

ihr würdet uns ein herrliches Epos über die Kämpfe dichten, welche um und auf euch gewogt! Ja, die Pfeffersäcke von Nürnberg wußten das Schwert so gut zu führen, wie die Elle, den Meißel, Stichel und die Pfrieme, manch adeliger Schädel hat die Gärten und Felder des Weichbilds fett und fruchtbar gedüngt, und in seinem Reiche fand Kaiser Wenzel nirgends Schutz und Sicherheit, als unter seinen guten Bürgern in Nürnberg. Sie waren langmüthig und von großer Geduld, wem sie aber einmal die Zähne wiesen, dessen Untergang war beschworen. In den guten Tagen stellte die Reichsstadt eine waffenfähige Jugend von zehntausend Mann. Meilenweit um die Stadt herrschte der Szepter des Senats; erst bei Erlangen, nach den Frankenbergen zu, fingen die Raubritter an. Der dreißigjährige Krieg, dessen Spuren kaum der kleinste deutsche Ort entgangen, tobte um Nürnbergs Mauern in dem gräßlichen Vorspiel zur Lützner Schlacht. Die Wunde des Jahres 1632 war die lezte Katastrofe von Nürnbergs Verfall. Schwert, Brand, vor Allem der Hunger, wütheten ohne Erbarmen; leere Speicher und verwüstete Felder, und was noch ärger, die wiederholte Kriegsszene, ließen zu keiner Rettung kommen. Die Stadt verlor die Hälfte ihrer Bewohner; was sie erwerben konnten, hatte ihnen „die gute Hoffnung" genommen, was sie erworben hatten, entriß ihnen der räuberische Soldat.

Der Weg hebt sich — aufgeschaut — und zu

den mittelalterlichen Gedanken hat sich die Gegenwart, wie gerufen, eingestellt. Es ist Nürnbergs alter Felsenhorst „die Burg", wo die Burggrafen wohnten. Lange nicht Ruine, noch weniger modernisirt, steht sie da, ein Wahrzeichen jener romantischen Zeit, die nicht weiß, warum sie noch lebt, denn um sie herum ist Alles zu Grabe gegangen. Da ist eine alte ehrwürdige Linde, schon die Kaiserin Kunigunde soll sie gepflanzt haben; da ist ein tiefer Brunnen Karls des Großen, wo ihr dreihundert zählen könnt, bis ein hineingeworfner Stein den Grund erreicht. Für diese Reliquien ist selbst das Mittelalter noch frische Jugend. Hinan den Thurm, der eine Warte, ein Lugins-Land, das schönste Panorama vor eure Füße breitet! Die Stadt zu unterst mit den Dächerspitzen und Nadeln, daß sie fast ins Auge stechen, und drüber hinaus das „Knobeler Land" — von Knoblauch, im Munde der Leute — der blühendste Küchengarten, der deutsche Gemüsemarkt, am Horizont die langen Linien des Fichtelgebirges und die schroffen Konturen der fränkischen Schweiz! O es ist schwelgerisch schön da oben! Noch nie in meinem Leben war ich so der Gegenwart entrückt. Thor, auf wie lange — wenn ich keine Ohren hätte, keine Augen! Was dampft dort quer über die Felder? Funken stieben, Asche wirbelt, dämonischer Angstruf tönt, der Schall wird lauter, näher kommt's, rasselnd, wie das Geklirre von tausend Ketten; ein greller Pfiff bohrt durch Mark und Bein, und unter schwerem

Achzen steigt eine Rauchsäule in die Luft! Was wird es sein? Besinne dich, mein Geist, sammle dich und erschrick nicht, was du doch täglich siehst. Es ist der Dampfwagen, welcher von Fürth nach Haus zurückfährt.

Im Schloßhof sieht es aus, als sollte noch am Nachmittag Turnier und Bankett sein, und da ist die Hufspur auf der Brustwehr der Terrasse, welche in den Zwinger herabsteigt, wo der wilde Buschklepper, der Ritter Eppelein von Gaylingen, mit kühnem Sprunge in die Tiefe die Freiheit sich errang, so frisch und scharf auf das Gestein gedrückt, als wäre es gestern geschehen.

Aber nach Einem fragt Ihr nicht, und wahrlich, es ist zu arg, daß ich Euch mahnen muß — wer der Mann ist, so ernst und düster, der stattlichen Schrittes da aus dem Hause gegenüber tritt, in langem, dunkelrothem Talare, das Wamms mit gelben Puffen geschlizt, das schwarze Barett auf die über die Schulter fallenden Haare gedrückt? Frei wird sein Athem, Kopf und Brust hebt sich, da er das Haus verläßt, das des Weibes unruhiger, böser Geist mit ihm theilt. Drohend steht sie im Erker, der weit hinüber auf die Straße hängt, als wollt' er mit jähem Sturz den sorglosen Fußgänger begraben. Es ist das lezte Haus der Stadt, wo sich der Weg nach der „Allerwiese" schlingt, das nächste an der königlichen Burg, das höchst gelegene nach ihr. Und wenn es läge unten in der

Tiefe, versteckt in einer Höhle, dem Sonnenlicht entzogen, niedrig, elend, klein, was thäte es — es bliebe doch Nürnbergs erstes, größtes, glänzendstes Haus, des Künstlers Heimath, Albrecht Dürer's Haus.

Die Gegenwart ruft die Vergangenheit aus dem Sarge. Peter Vischer, Adam Kraft, Laubenwolf und Weichselbauer stehen von den Todten auf. Nicht hundert Schritte sind es vom St. Sebaldusgrabe bis zum Standbilde Dürer's und doch haben drei Jahrhunderte Raum dazwischen! Altergraues Nürnberg, Wiege deutscher Kunst, reiches Album nationaler Erinnerungen, lege zu den trockenen gelben Blättern den jungen, grünen Lorbeerzweig, den Boten eines neuen Frühlings; die Morgendämmerung bricht über deine Mauern herein, und die lang flüchtige, ungetreue Muse kehret wieder.

Nicht weit von der Pegnitz, inmitten der buntscheckigen Nachbarschaft, steht ein einfaches, niedriges Haus, an einen Abhang gebaut, mit doppeltem Eingang. Suche den kleinsten davon, daß du die rechte Thüre nicht verfehlest. Ein Glockenzug öffnet sie, die Hausflur eng und dunkel, zeigt die Spuren künstlerischer Betriebsamkeit. Die zweite Pforte führt in die Werkstatt. Ein kräftiges „Herein" erlaubt den Eintritt; klein, niedrig, ohne Prunk ist die Stätte des Künstlers, ungezwungen tritt er dem Besuch entgegen, mit einem „Grüß' Gott!" die Hand zum Willkomm rei-

chend. Sein Name ist Burgschmidt, Formen- und Erzgießen seine Kunst.

Wie ich erschrack, als ich den Peter Vischer, gerade so, als er sich selbst am Sebaldusgrabe gezeichnet, leibhaftig vor mir stehen sah. Ließe sich solche Erscheinung ohne Biederkeit der Gesinnung, schlichtes bescheidenes Wesen, ohne das derbe, doch unverfälschte Korn unserer deutschen Ahnen denken, würde ich bei dem Menschen so lange verweilen, bevor ich zum Künstler übergehe? Beide sprechen so für einander, daß man kaum weiß, wer mehr zu lieben.

Zwei rüstige Gesellen gehen dem Meister zur Hand, und wie Schneeflocken fliegen die Erzspäne unter dem Meißel hervor. Der Untertheil eines menschlichen Körpers liegt auf der Holzbank, ihrer Arbeit übergeben. Wir lachen vor Freude, und unsere Blicke fragen beredter als die Lippen. Der Künstler versteht uns, er öffnet eine Seitenthüre, stößt die Läden zurück, das Tageslicht durchzuckt den finstern Raum, und von seiner Glorie umflossen, schaut des unsterblichen Dürer's Angesicht in Aug' und Seele.

Ich kenne Rauch's und Stiglmayer's Gießereien, und bewundere gern mit aller Welt die zalreichen Produkte ihrer Thätigkeit; aber, wie ergriffen, wie schwärmerisch ergriffen, als ich vor diesem Erstlingswerk eines zeither noch unbekannten Meisters stand, blieben mir derartige Empfindungen bei Jenen fremd. War es das herrliche Modell oder der schöne

Guß, war es die alte Vorliebe für den Koryphäen der deutschen Malerkunst, oder die Freude über seine Apotheose in der eigenen Vaterstadt, war es Theilnahme für den Ruhm des bescheidenen Mannes, der mir zur Seite stand, oder Erinnerung an Deutschlands Genius, dessen Fackel einst von hier aus helle Strahlen über das Land warf, war es National- oder ästhetisches Gefühl, ich weiß es nicht, das aber weiß ich — es mußten edle Motive seyn.

Das Modell ist Rauch's Werk und eines seiner besten, wo nicht das beste selbst. Es ist Geist, Leben, Wahrheit darin, drei Dinge, die Thorwaldsen's berühmte Standbilder nicht alle tragen. Das Porträt ist nach den zuverlässigsten Originalen nicht nur ähnlich, auch getroffen, proportionirt und für die Entfernung mit Umsicht berechnet. Das Haar wallt frei, ohne Bedeckung, in Locken über die Schultern. Die Tracht ist treu nach Ort, Zeit und Sitte. Ein altdeutsches Oberkleid, mit Pelz verbrämt, an den Enden gestickt, fällt weit über die Knie herab, läßt Brust und Hals offen, welche eine Halskrause, gefältelt und oben mit Spitzen garnirt, bedeckt. An den Füßen sieht man Schnürstiefeln. Der linke Arm faßt das lange Gewand an der Brust zusammen, der rechte fällt gerade, vom Körper etwas abgebogen, hernieder; die Hand hält den Pinsel und die Reißfeder, beide von einem Lorbeerzweige umwunden. Des Faltenwurfes dürfte sich keine Antike schämen. Die Haltung des Körpers ist auf-

recht, im stolzen Bewußtsein durch die Kraft einer stolzen Seele gehoben. Frei sieht das Auge in die Welt hinaus, es irrt weder zu dem Wurme des Bodens herab, noch träumt es mit den Sternen des Himmels; des Malers Zweck, die Erde in ihrer Pracht, ist sein Augenmerk.

Wie ein großer Schauspieler des Dichters Schöpfung erst ins wirkende Leben einführt, zur äussern Erscheinung bringt, so verdankt auch Rauch die eigentliche Verherrlichung seines Werkes keinem Andern, als unserm Burgschmid. Reiner sprang Minerva nicht aus Jupiters Gehirn, als der gegossene Dürer aus der Sandform, so rein, so glatt, so überall gleich gelungen, daß jede Feile des Ziseleurs unnöthig ward. Merkwürdig scharf und markirt sind die Falten der Halskrause und die Haare des Pelzes, die angestrengteste Mühe des Bildhauers vermöchte Besseres nicht zu leisten. Und alles ohne Nachhülfe, allein durch die Sorgfalt der Form und die Gleichheit des Gusses bewältigt! Der Meister erzählte mir, mit welch eisernem Fleiß er daran gearbeitet, wie ihn der Gedanke an die Bedeutung seines Werks und der schnell erwachte Flügelschlag des innern Genius so rastlos gespornt habe, bis er mit sich zur Ueberzeugung gekommen, an dem Erfolge hänge die Ehre seines Namens, seiner Kunst. Ruhig, ohne Angst, sei er an den Guß gegangen, sechs Minuten sei das Erz geflossen, und als nun alle Röhren gefüllt, jede Berechnung eingetroffen,

habe er mit der triumfirenden Freude der Gewißheit, es sei gelungen, die Form zerbrochen.

Und sie ist gelungen. Der 21. Mai des Jahres 1840 war ein Ehrentag unserer ganzen Nation. An diesem Tage trug sie eine alte Schuld an die Vergangenheit ab, denn Albrecht Dürer erhielt sein Monument, und an demselben Tage tauschte sie für die Gegenwart eine neue ein, denn sie ist um den Dank für einen Künstler reicher geworden.

VIII.

Ein Besuch in der Walhalla.

England hat seine Westminsterabtei, Frankreich sein Pantheon und bald wird Deutschland seine Walhalla haben. In dieselbe Zeit ihrer Eröffnung soll zugleich die Feier des Hermanndenkmals fallen, zwei Nationalfeste, deren Bedeutung auf unsere Volksmassen vielleicht eindringlicher wirkt, als die vielen zersplitterten Bestrebungen Einzelner in Wort und That vermochten. Sobald die Idee eigener Größe mit dem stolzen Bewußtsein dafür das Samenkorn durch die Nation streut, beginnt für Deutschland eine neue, und leicht ist es möglich, weltbeherrschende Aera seiner Geschichte. Die Gerechtigkeit der Vorsehung wird ihm den Lohn seiner Mühen nicht vorenthalten. Solche Gedanken erwärmen ein patriotisches Herz und vervollständigen den Eindruck bei dem Besuche eines Monumentes, an dessen Vollendung sich eine ereignißvolle Zukunft knüpfen kann.

Mit Grund konnte sich zeither die Donau über Mangel an Theilnahme beschweren, welche desto inniger dem

verschwisterten Rheine zugewandt war. Und doch verdient sie diese Zurücksetzung nicht. Abgesehn, daß sie ein eingeboren Kind ist, während der Rhein von fremder Mutter geboren, nur adoptirt worden, ist sie in ihren Eigenschaften nicht so verwahrlost, um ein Vergessen zu verdienen. Sie stirbt weder an Altersschwäche noch versiegt im Sand, der größte Fluß Europa's geworden, ergießt sie in sieben Mündungen ihre Wassermassen in das Meer. Und nicht den schlechtesten Schmuck hat Natur an ihren Ufern ausgebreitet. Schon in Schwaben zeigt sie anmuthige Parthien, doch das romantisch pittoreske Gewand legt sie erst bei Regensburg an, und das erste Kleinod, womit sie uns entgegenkommt, ist die Walhalla. Die Nähe dieser alten Reichsstadt, worin die ganze Geschichte des heiligen römischen Reichs begraben liegt, hebt als sinnliches Memento unserer großen Vergangenheit den Eindruck ihrer Verherrlichung. Wenn man auf der alten, wie für die Ewigkeit gebauten Brücke steht, und die düstere Stadt mit den schmutzigen Mauern, verräucherten Giebeln und unvollendeten Thürmen, mit dem Damm und der Linie, welche die niedere Häusermasse weit überragen, verstimmte Saiten der Erinnerung tönen macht, wer wird da nicht mit Freuden seine Augen auf die raschen Wellen der graugrünen Donau legen, und, von ihnen getragen, sie an die Bergeshöhe heften, auf dessen Gipfel der Ruhm unseres Volkes thront?

Regensburg liegt in einer weiten Thalebene, an beiden Ufern des Flusses von mäßigen Hügelreihen umschlossen, die, jemehr die Donau die Stadt verläßt, zueinander rücken. Besonders steigt das linke Ufer in beträchtliche Höhe auf, während das rechte niedriger und vom Wasser entfernter bleibt. Auf jener Seite, zwei kleine Stunden von der Stadt, durch den Markt Donaustauf, führt der nächste Weg nach dem Walhallaberg. Die ganze Umgebung auf viele Meilen weit und fast das halbe Regensburg ist Eigenthum des Fürsten Thurn und Taxis, der da den glänzendsten Hof hält.

Donaustauf ist ein Markt mit lebhaftem Handel. Schmutzige, den Einsturz drohende Häuser lassen nicht verrathen, daß man auf der Schwelle der Walhalla steht, welche mit aller Pracht von dem nahen Berggipfel in die Gassen herabblickt. Die Herrschaft über den Flecken theilt sie mit der Burg Donaustauf, deren verwitterte Trümmer die zerbrochene Krone des nachbarlichen Berges geben. Im dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerstört, bildet sie das erste Blatt des romantischen Epos, welches sich längs den Ufern der Donau hinab entfaltet. Noch gehoben wird die Ruine durch die Felsenmauer, worauf sie gegründet; sie selbst ist für den malerischen Effekt wolerhalten, die Bergwände fallen steil und kahl, mit Steinblöcken besäet, in das Städtchen hinein, welches sich schutzbittend um ihre Füße schmiegt, während der Walhalla-

berg, durch ein freundliches Wiesenthal geschieden, reich bewachsen, sich sanft zu seiner Spitze wölbt. Dieser Kontrast und wieder die Wechselwirkung aufeinander heben den Anblick ausserordentlich, und es weckt die mittelalterliche Ruine eine Stimmung, welche vorbereitend unsere Gefühle spannt. Ein Gasthaus zur Walhalla, woran sich wenig Spuren der Zivilisation, vielleicht mit Absicht, entdecken lassen, steht am Wege, der gemüthlich steigend an einer Kapelle vorüberführt. Diese, die Wallfahrtskirche St. Salvator, ist wie alle ähnliche mit Stationen auf einer Anhöhe gelegen. So klein und unbedeutend sie erscheint, sie dürfte um Alles in dem Bilde, als seine wirksamste Dekoration, nicht fehlen. Nicht allein, daß sie durch die günstigste Situation inmitten der Landschaft einen Ruhepunkt für das Auge gibt, und die Anschauung erleichtert, so gewinnt durch sie die ganze Gegend erst Leben und Bedeutung. In ihr konzentrirt, aus ihr breitet sich das Bild.

Steht man am andern Ufer, im Angesicht des Panorama's, die Kirche fesselt jeden Blick, und das abschweifende Auge kehrt stets zu ihr zurück, denn, wenn man so sagen darf, sie allein behauptet das wahre **landschaftliche** Interesse. König Ludwig's kunstgeübter Blick hat dieß wol erkannt und Hr. v. Klenze den Auftrag erhalten, eine Aenderung zu leiten, welche den Baustyl verbessern und ihn mit der Umgebung in Einklang bringen soll. Ebenso läßt sich ideal

die Zusammenstellung der Ritterburg mit der Kirche und die Apotheose ihrer großen Zeiten mehr als rechtfertigen.

Durch eine junge Eichen- und Buchenwaldung leitet der Pfad langsam an der Berglehne hin, bis man zu den ersten Werkstätten der Arbeitsleute gelangt. Noch ist alles im Schaffen und überall die regsamste Thätigkeit. Hier werden mit starken Winden die kolossalen Marmorblöcke abgeladen und auf Walzen an den Bauplatz geschoben, da sind tiefe Gruben, in denen Kalk gebrannt wird; unter der langen Bude dort arbeitet geschäftig das Eisen des Steinmetz, das harte Material aus dem Rohen zu schlagen, während ihm der Meißel des Künstlers in jenem Hause die lezte Form und Politur gibt. Mehre hundert Menschen sind täglich beschäftigt, das riesenhafte Werk zu fördern, und man kann sich einen Begriff von seiner Größe und Ausdehnung machen, wenn man an den kolossalen Marmorquadern vorübergeht, die, in lange Reihen aufgeschichtet, noch alle ihrem Gebrauch entgegensehen. Man sollte meinen, der Untersberg bei Salzburg, woher ein großer Theil des kostbaren Materials genommen wird, müßte so ausgeweidet sein, daß er über kurz oder lang zusammenbräche und der Tag der Befreiung Karl's des Großen und seines Hofes, welchen die Sage dahin eingeschlossen hat, endlich gekommen wäre. Der Tempel ist in seinem Aeussern

fast ganz vollendet, und alle jene Blöcke werden zu der Riesentreppe verwendet, die in einer Höhe von 400 Fuß zur Donau hinabführt. Terrassenförmig mit mehren Absätzen läuft sie in einer Breite von 25 Fuß bald in, bald von einander, und leitet in ununterbrochener Linie bis in die Vorhalle des Tempels. Wie klein und unbedeutend erscheinen andere zeither berühmte Freitreppen gegen das kolossale Werk, das durchgehends mit dem schönsten, reinsten Marmor konstruirt ist. Jede Stufe wird einen Fuß breit, einen halben hoch. Die Einfassung an den Seiten bildet ein massives Geländer von demselben Material, die Ecken und Biegungen werden mit besondern Zierathen dekorirt und rings um den Abhang des Berges parkartige Pflanzungen angelegt.

Ehe wir in das Innere der Walhalla treten, die, von allen Seiten mit einem Holzgerüst bekleidet, das Ansehen einer großen Schaubude trägt, laßt uns erfrischen an dem entzückenden Panorama, das vor unsern Augen liegt. Auf- und abwärts viele Stunden weit, dort die Thürme von Augsburg, hier von Straubing als Gränzwachen, bald in gebognen, bald in graden Linien flutet die Donau, zur Linken ein steiles, in Felsen starrendes Ufer, zur Rechten die fruchtbaren Fluren der niederbaierischen Fläche, welche im bunten Wechsel aller Farben der Natur mit wellenförmiger Gestaltung dem Auge unendlichen Spielraum gibt, bis es ermüdet an der Gebirgsmauer ruht,

womit die Salzburger und Tyroler Alpen den südlichen Himmel verschließen. Der Reisende in jenen Ländern begrüßt mit sehnsüchtiger Freude bekannte Schneemänner und Eiszapfen unter den lieben Erscheinungen. Reißen wir endlich Herz und Auge los, so trifft der lezte Blick das Kirchlein und die Ruine, die beide neugierig über Waldesgrün herüberschauen, und wenn Alle es so gut treffen, wie wir, so erfreut ein klarer Untergang der Sonne ihre Aussicht mit der günstigsten Beleuchtung. Auch für die Staffage des Flusses sorgte der eben von Linz heimkehrende Dampfer. — Gewiß eine Gegend, würdig der Walhalla! König Ludwig, welcher im Jahre 1811 längere Zeit als Kronprinz am Thurn und Taxis'schen Hofe in Regensburg lebte, und auf Anlaß Johannes von Müller's, mit dem er in fortwährendem Briefwechsel stand, daselbst zuerst den herrlichen Gedanken bekam, hat nach langem Prüfen und Vergleichen diesem Punkte mit Recht vor andern ähnlichen den Vorzug gegeben.

Wenn einst die Nachwelt freies, unbestechliches Gericht über die Geschichte unsrer Zeiten halten wird, so läßt sich hoffen, daß die Wagschale, worin die Thaten jenes Fürsten liegen, durch das eigene große Werk gehoben wird, welches sie in die zweite leere Schale wirft. Ein großer Geist in seinem Streben strauchelt leichter, als ein kleiner in seiner Unthätigkeit und Irrthümer einer edeln Seele finden einen nachsichtigen Urtheilsspruch.

Eine niedrige Pforte öffnet uns den Bretterverschlag und wir stehen vor dem äussern Tempelbau. Das Tageslicht fällt durch eine Menge in der Holzwand angebrachter Oeffnungen hell genug hinein, um eine vollkommene Ansicht für das Detail zu gestatten, denn der Totaleindruck ist aus Mangel eines Standpunktes in geeigneter Entfernung, so lange die Hülle bleibt, nicht möglich.

Ein richtiges Bild des Ganzen läßt sich daher auch erst am Ende, nachdem das Einzelne sorgfältig betrachtet ist entwerfen. Der lezte Eindruck erinnert lebhaft an das Pantheon, diesen Musterbau des dorischen Tempelstils. Die Form ist ein längliches Viereck von 220′ Länge und 50′ Breite, mit einem Portikus von 56 dorischen Säulen, deren jede 30′ mißt, umstellt, und nach der Nord- und Südseite durch ein hohes Giebelfeld geschlossen. Die Säulen sind, je 18 auf die langen, 8 auf die Nord- und 12 auf die Südseite vertheilt, welche, dem Fluß und der Treppe zugekehrt, den Eingang gewährt; sie sind kannelirt, und, wie der ganze Aussenbau, von grauweißem, unpolirtem Marmor. Der Stil ist ohne Mischung, rein, scharf gehalten, in der ganzen Architektur die beste Harmonie, die Verhältnisse edel und erhaben, das Gebäude hebt sich aus dem Boden und wird, aus der Nähe wie der Ferne gesehen, immer ein dominirendes Ansehen behaupten, — eine schwere

Aufgabe, die in dieser Methode der Baumeister, Hr. Klenze, nach Möglichkeit gelöst hat.

Direkt bis an das Portal führt der lezte und zwar breiteste Absatz der Riesentreppe. Zwölf Säulen tragen das Giebelfeld, in dessen weiten Raum eine allegorische Gruppe, die Germania in der Schlacht bei Leipzig ihre Freiheit gewinnend, bestimmt ist. Der entgegengesezte nördliche Gibel erhält die Hermannsschlacht. Alle Figuren bekommen über Lebensgröße und werden aus weißem Marmor gehauen. Eine hohe aus Bronze gegossene Thür soll den Eingang verschließen. So wie man durch denselben tritt, sieht man die Tempelhalle in ihrem ganzen Umfange vor sich. Die langen Wandseiten sind durch Pfeiler unterbrochen, und geben so getrennte Felder und Nischen, wodurch die Eintönigkeit der geraden Linie vermieden und dem Auge die Anschauung der Büsten erleichtert wird. Die Hauptwände theilen sich ihrer Höhe nach in zwei Abtheilungen, die ein breites Brüstungsgesimse von weißem Marmor auseinander scheidet. Die Mitte desselben, welches rings herum läuft, nimmt das Relief ein, worauf die Geschichte des deutschen Volkes von der ersten Mythenzeit, der Einwanderung asiatischer Stämme bis zur Einführung der christlichen Religion durch Bonifaz, dargestellt ist.

Bis an diesen Fries reichen die Pfeiler, wo sie dann in Karyatiden, hier mit der Gestalt von Walki=

ren, im Bärenfell, langen Haaren mit dem Eichenkranz durchzogen, übergeh'n und das Deckengewölbe tragen. Dieß wird nach neuer, besonderer Erfindung konstruirt. Wollte man gewissenhaft das antike Modell beibehalten, so müßte jedes Dach wegbleiben, ein Verlangen, dem sich in unserm Klima nicht thunlich entsprechen ließ. Eine gewöhnliche Bedachung war noch weniger rathsam, theils, weil sie mit dem Ganzen zu sehr kontrastirte, theils gegen den Grundsatz der Unverbrennlichkeit stritt, indem ein Dachstuhl nöthig geworden wäre. Aus dieser Verlegenheit wußte sich der Architekt wol zu helfen, ohne dem Eindrucke seines Werkes zu schaden. Er wählte eine Bedachung von Eisen mit vergoldeten Erztafeln ausgelegt, eine Wahl von eben so viel Zweckmäßigkeit, als Pracht. Vier wagerechte Erzbalkenkonstruktionen tragen als Bänder die dazwischen befindlichen ziselirten Bronzedecken, welche schräg nach den Seiten abfallen, und in deren Mitte sich die großen Fenster öffnen, durch welche von oben herab das Licht in den Tempel fällt. Das ganze Hängewerk soll mit reichen Ornamenten in durchbrochener Arbeit dekorirt werden, Arabesken, den nordischen Olymp mit seinen Göttern und Mythen darstellend.

Wohin man sieht, der ganze Bau ist Marmor, im Innern polirt und in buntem Farbenschmuck. Die obere durch das lange Fries von der untern getrennte Wandabtheilung ist mit bräunlich-rothen Marmorplatten, worin weiße Streifen, bekleidet, auf

welchen in hohen Goldbuchstaben die Namen derjenigen Walhallagenossen zu stehen kommen, denen die Ehre eines besondern Bildnisses versagt ist. Die untern, durch die Pfeiler wie in Nischen abgeschiedenen Wandfelder sind mit dem schönsten rothen Marmor gefüttert, um die weißen Büsten recht hervorzuheben, welche theils auf einem fortlaufenden Piedestal, theils auf Tragsteinen ruhend, die herrlichste Guirlande rings um den weiten Tempel ziehen. In der Mitte dieser Gruppe von Brustbildern werden weibliche Figuren, als Genien des Ruhmes, vertheilt, eine eben so geschmack- als sinnvolle Anordnung. Ionische Säulen, welche am Portal eine kleine Vorhalle tragen, Kandelaber, reich mit Arabesken verziert, Sitze und Stufen in reichem Wechsel durcheinander, sollen die innere Ausschmückung vervollständigen, der Fußboden ist Mosaik in herrlichen Mustern aus bunten Marmorn zusammengesezt, mit drei eingelegten Inschriftstafeln, welche erzählen, wann das Werk beschlossen, begonnen und vollendet wurde. Der Jahrestag der Leipziger Schlacht, an welchem 1830 der Grundstein gelegt ward, ist für 1842 zur Eröffnungsfeier bestimmt.

Nach langem Schauen verließen wir den Tempel und fingen an, uns von dem überwältigenden Eindruck zu erholen, welchen ein solches, gleich kolossales, als prachtvolles Werk schon durch seine Erscheinung auf die Sinne und eine nur mäßige Einbildungskraft aus-

üben muß! Es wurden Hoffnungen, Befürchtungen, Fragen, Zweifel und eine Verschiedenheit der Ansichten laut, welche bald in eine kritische Untersuchung sich verlief, wodurch der Blüthenstaub der poetischen Anschauung zerstob. In der freudigen Anerkennung der edlen und erhabenen Motive zu dem großartigen Unternehmen, in der Zweckmäßigkeit durch so schöne Mittel die Nationalwürde zu wecken und zu heben, kamen alle Stimmen überein. Zwei Punkte nur konnten keine einstimmige Entscheidung finden, denn Angriff und Vertheidigung wechselten hin und her. Wol jeder nachdenkende Besucher wird sich ähnliche Fragen vorgelegt haben, wie diese sind: ist es zu rechtfertigen, zu einer deutschen Ruhmeshalle einen fremden Baustil, mit Übergehung des einheimisch nationalen, genommen zu haben, und geschah die Auswahl der Walhallahelden auf eine das ganze Deutschland befriedigende Weise?

Als der Bau der Walhalla unternommen wurde, war Hr. Klenze noch allmächtig und allbewundert, er hatte eben seine Glyptothek vollendet, eine sklavisch, ohne Berücksichtigung unsrer Zeiten, unsres Klimas und Ortes, abgeschriebene Kopie antiker Originale. Doch der Ruhm und die Ehre, die er dadurch erwarb, waren unendlich. Sein größtes Verdienst bestand darin, der Erste zu seyn, mit dessen Namen die wiedererwachte Baukunst in München ihren Lenz begann. War ihm

sein erstes Werk wol gelungen, was Wunder, daß er glaubte, das zweite könne nicht fehlen, wenn er dieselbe Methode, wie bei jenem, festhielt; eine Meinung, die sich durch die Voraussetzung bestärkte, für einen Tempelbau in diesem Sinne gäbe es kein anderes Vorbild, als die Antike, ein Satz, der, wenn er weiter nichts beweist, den jezt ziemlich verbreiteten Vorwurf rechtfertigt, es fehle Herrn Klenze an eigener selbstständiger Schaffungsgabe. So bindend darf für den Künstler keine Schule, keine Methode sein, daß sie die freie Thätigkeit des Geistes fesselt. Nun gut, Hr. Klenze reichte seinen Entwurf ein, er wurde erstaunlich gelobt und genehmigt, und der Bau der Walhalla begann.

Schon damals, freilich noch sehr in der Bescheidenheit, ging Ohlmüller im deutschen Athen herum und vernahm von der Absicht seines Königs, dem ganzen Vaterlande ein Pantheon zu errichten. Mehr bedurfte es nicht, um dem Genius den Weg zur Unsterblichkeit zu zeigen. Er arbeitete Tag und Nacht, schüchtern übergab er den Plan; als unbrauchbar erhielt er ihn zurück. Der arme Mann hatte nicht auf hellenischen Trümmerhaufen gesessen, und, das mythologische Wörterbuch in der Hand, von Nektar und Ambrosia geträumt, er war nicht in den alten Hipäthren herumgekrochen, mit Zirkel und Wagscheit die Dimensionen messend, ihn hatte Fantasie zu den graubärtigen Barden, den Druiden und Walkiren geführt, nordische Recken hatten ihn umfangen, und statt Nektar

mit berauschendem Meth, statt Ambrosia mit Bärenfett bewirthet. In ihre Eichenhaine führten sie ihn, auf ihre himmlischen Jagdplätze, wie Sfärenmusik rauschte es in den Kronen der Bäume. Durch stille Thäler, über grüne Matten gelangte er auf einen freien, großen Platz, da sah er eine himmelanstrebende Burg mit gewaltigen Zinnen, Thürmen, Bastionen, Söllern, im reichsten Schmuck der Architektur, in allen Formen kühn und edel. „Sieh", sprachen die Lehrer zu ihm, „das ist die Walhalla, wo die Besten unserer Nation in seligen Freuden leben, den Lohn ihrer großen Thaten genießend."

Das Bild der Fantasie wurde lebend, der Traum des Künstlers bestimmte genau die Umrisse, und zauberhaft gestaltete sich unter seiner Feder ein Bauwerk, so neu, so vollendet, so national, als nur je die Vergangenheit ein gleiches geschaffen. Er gab den Entwurf zur Prüfung, man legte ihn, vielleicht lächelnd, bei Seite. Ob es den Künstler schmerzte, wer weiß es? Ohlmüller baute die Mariahilfkirche in der Au, der erhabenste Bau dieses Jahrhunderts in Deutschland, und noch war sie nicht vollendet, als er im Grabe lag, ein zweiter Erwin von Steinbach. Jezt schreit man Ach und Weh, daß er verloren ist, und wenn es gut geht, kommt er in die griechische Walhalla des Herrn Klenze.

Doch wir wollen gerecht sein. Soll es nun einmal ein griechischer Tempel seyn, so trifft den Bau-

meister kein Vorwurf, daß ihm sein Werk in diesem Stil nicht gelungen sei, denn das richtigste Verständniß der Antike spricht überall heraus; könnte er dazu Oliven- und Zitronenwälder, Lorbeerhaine, Mirthen, Granaten, griechischen Himmel, klassischen Boden, alle Zauber südlicher Natur, den ganzen Sagenkreis des Alterthums und eine gleiche Kulturgeschichte schaffen, so wäre der geistige Zusammenhang seines Baues gerettet und vollständig gelöst. Wie es jezt da steht, fehlt derselbe. Was sollen Walkiren und Karyatiden zwischen jonischen Säulen, was sollen die Hermanns- und Leipziger Schlacht im Gibel eines germanisirten Pantheon, was Eichen und Buchen in so ungewohnter Nachbarschaft? Man bleibe ja weg mit dem Einwurf, für die Bestimmung der Walhalla gäbe der gothische Stil keine Norm, kein Vorbild, nur Schlösser und Kirchen wären sein Gegenstand. Schwachheit! als wenn es dem Genie nicht erreichbar wäre, mit Festhaltung des Prinzips dasselbe in eine neue, bisher ungekannte Wendung zu bringen! Man sehe nur Ohlmüllers Zeichnung, um zu wissen, daß es möglich ist. Wenn sie ausgeführt worden, ein großartigeres Denkmal zu besitzen, dürfte sich keine Nation in der Welt rühmen. Man sagt, König Ludwig, betroffen über den ausserordentlichen Plan, habe einige Zeit geschwankt, ehe er seinem Lieblinge nachgegeben, wenn man nicht lieber den freilich sehr unzarten und unschönen, aber in der Wirklichkeit desto triftigern Grund annehmen will, daß

die Geldkosten die Kräfte des Staats- und königlichen Schatzes zu enorm überschritten. Ein Grund, der nur zu wahr gewesen sein mag, geht doch dieser Bau schon weit in die Millionen.

Trösteten wir uns auch über dieß äussere nunmehr unverbesserliche Mißgeschick, so blieb noch ein zweites Bedenken von höherem, allgemeinerem Interesse zurück, — die Wahl der Personen, denen das dankbare Vaterland ein Denkmal schuldet. Selbst bis hieher verfolgt uns der historische Fluch der Zerrissenheit und Zwietracht. Was Kunst und Wissenschaft anlangt, so ist der Streit am leichtesten zu schlichten, schwerer bei Personen, deren Stellung momentan und unmittelbar, thaten- und einflußreicher war, Regenten, Staatsmänner, Feldherrn. Hier tritt bei der Erinnerung immer noch der alte Provinzialhaß und Neid, der Hochmuth und die Parteisucht zu Tage. Nicht, als ob solchen Männern, die, wenn sie auch bei ihrem Leben einzelnes Schlimme thaten, doch wesentlich die Ausbildung der Menschheit förderten, die Seligkeit in der Walhalla zu mißgönnen wäre, so sollte nur darüber nicht im Privatinteresse, sondern im Geiste der richtenden Geschichte entschieden werden. Am besten wäre es am Ende gewesen, eine Kommission von Männern aus allen deutschen Gauen zu ernennen, von welchen ein Jeder seine Kandidaten hätte vorschlagen müssen, aus denen eine höhere Instanz gewählt hätte. Der Spaß, die hohe Bundesversammlung in Frankfurt darüber entscheiden zu lassen, ist

ernsthafter, als er aussieht, da sie politisch allein ein gesammtes Deutschland repräsentirt. Das einzige, was zu befürchten, war, durch die Stimmenüberlegenheit der großen Mächte nicht etwa eine östreichische oder preußische Walhalla zu bekommen. Es blieb bei König Ludwig die alleinige Entscheidung. Nicht abgeneigt, nach eigenem Gutdünken zu verfahren, duldete er keinen Widerspruch, und nur Johannes von Müller, dem er seine Jünglingsplane anvertraute, durfte sich ungestraft eine Einrede und einen Rath erlauben. Ob dieser ihm vielleicht gerathen, Luther'n aus der Reihe der Walhallahelden zu streichen? Schwerlich! Denn hätte das fast Unglaubliche auch der Geschichtsschreiber vermocht, der Staatsmann hätte so unpolitisch nie gehandelt. Selbst der König kann unmöglich früher daran gedacht haben, daß er aber jezt, andern Sinnes geworden, daran denkt, steht fest und sicher. Luther kommt nicht in die Walhalla!

Das bloße Ereigniß findet in Kopf und Herz eines denkenden und fühlenden Mannes so viel Beschäftigung, daß es unnütz wäre, bezügliche Worte zu verschwenden. Die Sonne ist gesunken, der Abend trägt die Nacht auf seinen Fittigen, die Donau dampft, die Glocke von St. Salvator ruft zum Ave Maria, und im lezten Schein der Abendröthe glühen die Schneegipfel der fernen Alpen. Nehmen wir Abschied von der Walhalla.

Siehe auch Buch Nr 251 - E. M. Arndt Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Seite 325 f.f.

IX.

Ernst Moritz Arndt.

Es sind bald vier Jahre her, daß ich am Rhein war, und schwer wurde mir jezt, seine Bewohner wieder zu erkennen. Scheint es doch, als mache die Geschichte, welche für Deutschland mit momentaner Unterbrechung sanft eingeschlummert war, ernsthaft Anstalt, einige Schritte vorwärts nach dem Ziele zu thun, das unserem Lande, wie die neckischen Zweige des Tantalusbaumes, so lange vor Augen und Sinn gelegen, und immer, wollten wir es greifen, durch die Hände entschlüpfte. Im Norden wie im Süden, — suchte es der Staat, stellte sich die Kirche dazwischen, liefen die Fürsten darnach, blieben die Völker zurück, und umgekehrt; mit einem Worte, wir hatten Danaidenarbeit, denn das Maß, was wir füllen wollten, hatte keinen Boden. Es war die sprichwörtliche Chimäre deutscher Nationalität. Heil uns, daß wir sagen dürfen, „es war.“ Ja er ist, oder wenn wir wollen, er geht vorüber, jezt vor unsern Augen

vorüber, der schmachvolle Zustand der Erniedrigung unseres großen Volkes. Jede Zeile, welche die unerquicklichen Journale von der Seine herüberbringen, reißt tausend Herzen von dem leidigen Wahne los, der sie so lang umstrickte. Hier an der Wiege, wo Deutschland geboren und groß geworden, hier an dem Strome, der es taufte, seit er das grüne Wasser aus der Urne gießt, hier in den Provinzen, wo die Denkmale unserer großen Vergangenheit mit Donnerstimmen reden, wo der Ruhm deutscher Waffen, wo die Macht deutschen Liedes, wo aller Zauber der Poesie und Romantik seine schönsten Erinnerungen gewurzelt hat, hier unter Brüderstämmen, deren vaterländische Bestrebungen für Freiheit, Recht und Gesetz die trugvolle Politik derer verdächtigen mußte, die unter deutschthümlicher Maske die freien Institutionen unserer Väter der unumschränkten Alleinherrschaft zum Opfer brachten, hier an den ewig heitern Rebengeländen des lieben Rheins, an seinen Ufern, hier ist es, wo die deutsche Nationalität ihre Wiedergeburt erfahren wird.

Vier Jahre sind es, wie ich sagte, seit ich Bonn nicht wiedersah. So wenig einladend wie damals, streckt es sich noch heut am Ufer hin: nur allmälig scheint die häßliche Festungsmauer ihr historisches Recht dem Zeitgeist der Spekulation und Industrie zu überweisen. Daher das verschlossene Ansehen der Stadt, kein buntbeflaggter Hafen öffnet die Lebensader zu ihrem Herzen. Kaum daß sie der flüchtige Traveller als

„gelehrte Stadt" ins Notizbuch schreibt. Mit Unrecht, denn wer jene Mauerruine überwindet, wird freudig von dem schmucken Gewand überrascht, das sich dahinter verbirgt. Auf mich, der ich damals ein flotter Bursch des zweiten Semesters war, übte solche Betrachtung geringen Einfluß. Wie es in diesen Jahren zu gehen pflegt, der Gedanke ging nicht weit über die Kneipe, den Fechtboden und das Mädchen hinaus. Ich war nicht lange heimgekehrt, als ich in einer Gesellschaft, wo das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland" gesungen wurde, mich fragen hörte: „Sie waren ja am Rhein, kennen Sie den Dichter?" — Noch jetzt fühle ich die Röthe mir über das Gesicht fliegen. Sie gab, fast darf ich es glauben, den nächsten Stoß zu der Umwälzung, die zeither in allen meinen Neigungen und Bestrebungen vor sich ging.

So, ein ganz veränderter Mensch, dem deutschen politischen Phlegma gegenüber ein Exaltirter zu nennen, kam ich wieder an den Rhein und bei ausgedehnter Reise bis Belgien nach Bonn. Das Stammbuch der Studentenjahre war mir ein Buch mit sieben Siegeln geworden, was ich unter Schloß und Riegel hielt. Doch, wie sehr ich auch ankämpfte, beim ersten Blick vom Verdeck des Dampfers nach dem Kreuzberg und dem Windmühlenthurm, dem Wahrzeichen Bonns, sprangen alle weg. Was lag zwischen damals und der Gegenwart? — Was hatten uns die Zeitungen aus eben der Stadt gemeldet,

wo wir jezt vor Anker gingen? — Ein zweiundzwanzigjähriges Unrecht durch königliche Einsicht wieder gut gemacht; der edle deutsche Mann, ein Held in dem denkwürdigsten Abschnitt unserer Geschichte, ein Vorkämpfer für die Befreiung von fremdem Joch, ein Wiederhersteller der angestammten Throne, Ernst Moritz Arndt, seit 1819 geächtet, dem Dank der akademischen Jugend, das mit eigenem Blute seine Gesänge weihte, entzogen, die Wissenschaft, an deren Busen er lag, gewaltsam entrissen, — jezt in alle diese Rechte wieder eingeführt! —

Es war noch früher Morgen, als ich mich anschickte, den Märtyrer deutscher Nationalität zu besuchen. Vor vielen Jahren, als die Stürme kamen, baute er sich, hinaus in das Feld, in weiter Entfernung von städtischer Berührung, ein schlichtes Haus an das Ufer des Stromes, von dem sein Herz nicht fürchten durfte, verkannt und mißdeutet zu werden. Wunderbare Fügungen des Himmels! Derselbe Rhein, der ihm das Liebste auf Erden gab, sein Vaterland und seine Kinder, denn mit seinem Rauschen harmonirten ihre ersten Laute, mußte ihm, es sind noch wenig Jahre, einen hoffnungsvollen Sohn vor eignen Augen begraben. Als rüstige Söhne ihres Vaters schwammen sie quer durch die Fluthen und dieser freute sich mit wolgefälligen Blicken an der Kraft seiner Nachkommenschaft. Da plözlich mitten im Wasser

sieht er den einen Knaben ängstlich die Arme werfen, mit der Verzweiflung der Todesangst die lezten Anstrengungen machen, er hört einen Schrei, — und steht am Fenster, kann nicht retten. — Der Jüngling kam niemals wieder. —

Jezt wohnt der Vater nicht mehr allein und isolirt, eine zalreiche Nachbarschaft umgibt ihn, man floh den Druck der engen Stadt, und geschmackvolle Häuser glänzen in dem Wasserspiegel des Rheins, die Aristokratie der Gelehrsamkeit und der Adel hat sich in einander gebaut, und läßt sich in einen Straßennamen Sinn und Bedeutung legen, so kann das dankbare Bonn das Andenken seines edlen Bürgers füglich mit einer „Arndtstraße" verewigen. Von der Chaussee führt ein hölzernes Gitterthor, das zwischen zwei massiven Pfeilern hängt, in den schmucklosen Garten, der, den Bedürfnissen des Hausstandes gewidmet, den praktischen Sinn seines Eigenthümers treffend bezeichnet. Es ist der Geist der Ordnung und des Friedens, welcher uns beim Eintritt in das Heiligthum der Laren entgegenweht. Eine hölzerne Treppe führt in das obere Stockwerk, dessen Vorsaal mit jenen Schränken umstellt ist, die, dem vergangenen Jahrhundert angehörig, der Modewechsel als neuestes Kind der Gegenwart wiedergeboren hat.

Inmitten dieses Rokoko traf ich Arndt in der häuslichen Beschäftigung, seinen ausgezogenen und an einen Nagel gehängten Ueberrock sorgfältig zu klopfen

und zu bürsten. Nichts von der kalten Miene, den abgewogenen Worten, dem affektirt vornehmen Wesen, womit sich fremde Leute bei Anknüpfung einer Bekanntschaft begegnen, im Augenblick der Sinn schöner Humanität, die den Menschen als Seinesgleichen faßt, und nicht wie ein Polizeiagent zuvor nach Namen, Stand und Gewerbe fragt. Fast wurde ich nach dem freundlichen Empfang, womit mich der alte Herr unter Händedruck begrüßte, und in das Zimmer führte, unschlüssig, mich durch die angelegentliche Empfehlung eines seiner besten Freunde, besonders bei ihm vorzustellen; das herzliche Willkommen konnte ich nicht besser als mit dem Erguß der Empfindungen erwiedern, welche mir das Herz auf die Zunge legten, und mich in gutem Auftrag, im vaterländischen Geiste der deutschen Jugend sprechen hießen. Es war für mich eine bewegte Szene, der ich alle Weihe genommen hätte, wäre sie durch eine dritte Person vermittelt worden. Darum erst, als ich mich erhob und das Gespräch in sein gewöhnliches Gleis zurückgekehrt war, nannte ich meinen Namen und übergab die Adresse. Arndt hatte es kaum erwartet, und seine Antwort bewies mir, wie ich ihm ganz nach Sinn verfahren war.

So nachhaltigen Eindruck die Unterredung auf mich ausübt, so sind mir doch die Züge seines Porträts weniger vor Augen haften geblieben, als daß ich die Treue der Kopie in Allem vertreten möchte. Ich

habe einmal ein schlechtes Gedächtniß für Physiognomieen, und hier hat das Gehör das Gesicht überwogen. Die Statur des Mannes erreicht kaum das Mittelmaß, doch ist sie gedrungen, vom kräftigen Bau der Schultern und der Brust, die Haltung aufrecht, der Kopf emporgehoben, den selbst die Last von siebzig Jahren nicht niederdrücken konnte. Ein noch dichtes Haupthaar, buschige Brauen und Backenbart, Alles weiß, deutet auf die Würde des Alters, das mit Ehren grau geworden. Dagegen sind die Züge des Gesichts durch die Erschlaffung der Muskeln sehr in einander gefallen, und das Profil hat jene herabhängende Lage bekommen, wodurch das Charakteristische verloren geht. Besonders trägt die untere Partie um Mund und Kinn den Ruin der Zeit merkbar an sich. Der ganze physiognomische Ausdruck konzentrirt sich in den Augen, deren Klarheit so unvergänglich blieb, wie die Frische seines Geistes. Man kann, wie man sagt, durch sie bis auf den Boden des Herzens sehen. Ihr Umfang ist klein, sie blinzeln gern und lachen viel, die Pupille bewegt sich mit solcher Hast, daß es unmöglich wird, sie nur einmal festzuhalten. Ein diplomatisches Auge hat er nicht, denn entweder strafen die Worte die Augen, oder die Augen die Worte Lügen.

Ich habe kaum je einen so harmonischen Verband zwischen dem äussern und innern Menschen gesehen, als bei Arndt. Ganz gleich verhält es sich mit seiner Stimme. Wie er nie gescheut hat, dem Recht und

der Freiheit der Völker das starke Wort zu sprechen, so vertrüge sich diese edle Kampfeslust gewiß nicht mit einer dürftigen, leisen, klanglosen Stimme. Stentorartig muß sie weit in das Land schallen, denn er redet zu deutschen Ohren, die von jeher etwas harthörig waren. So ist es auch, seine Rede braust wie ein Sturm und durchklingt die weitesten Räume. Selbst in der gewöhnlichen Konversation ist sie die lauteste. Der Anzug ist der allgemein gewöhnliche, von der auffallenden Tracht der deutschthümlichen Periode keine Spur. Jahn, obgleich vom besten Eifer für die Sache beseelt, ließ sich den großen Fehler zu Schulden kommen, daß er durch die barocken Formen, die er einführte, die Lacher reizte und damit das große Publikum gegen sich bekam. Diese Klippe vermied auch Arndt in einer andern Weise nicht — im Reinigungsverfahren unserer Sprache von längst ins Bürgerrecht aufgenommenen Fremdwörtern. Man kann ihm im Princip kein Unrecht geben, und gern zugestehen, daß wir ohne Noth im Gespräch ausländische Worte in den Mund nehmen, wofür die Muttersprache die besten Ausdrücke besitzt. Doch Arndt ging zuweit, zumal als er besonders die termini technici, welche in Kunst und Wissenschaft seit undenklich verjährter Zeit eigenthümliche Begriffe bestimmten, auf eine Art übersezte, welche neben der oft schwerfälligen, unpopulären Form, die strikte abgeprägte Bedeutung der wissenschaftlichen Definition bald beengten, bald überschritten. So blie-

den seine Bestrebungen ohne Erfolg; und leider, denn wenn man jezt in einem unserer ersten politischen Blätter, der augsburger allgemeinen Zeitung, Korrespondenzen liest, so möchte man meinen, die deutsche Sprache sei ein Kehrichtfaß geworden, wohin jede fremde Nation ihren Abhub hineinträgt. Dies Unwesen verdanken wir dem Fürsten Pückler, dem es übrigens in der leichtfertigen Briefform eher nachzusehen war.

Arndt berührte auch gegen mich den Gegenstand. Es ist sein Steckenpferd, diese sprachlichen Ent- und Verwickelungen der germanischen Völker zu durchstöbern, und ausserordentlich sind die Wege, welche er sich in diesem bunten Labyrinthe ausgesteckt hat. Das deutsche Vaterland wenigstens in der Theorie zusammenzukriegen, nach allen Punkten hin die Kinder ins Vaterhaus zurückzuführen, war und blieb das schöne Streben des Patrioten. Ich selbst erstaunte über den Umfang unserer germanischen Familie, als er mir den Stammbaum entrollte. Freilich sah er etwas zerrissen aus, und Manches war in unrechte Hände gekommen, aber es war doch ein Blut und ein Leib, und die Seele? — „nun", sagte Arndt, „verzweifeln wir nicht." Ich erzählte ihm von der Annäherung der flämischen und brabanter Brüder an unsere große Familie, von den Kämpfen für ihre Nationalität gegen die wallonischen Eindringlinge und schien ihm damit große Freude zu machen. Es ist dies ein Umstand, den ich

bei Gelegenheit der ernstesten Betrachtung anempfehle. Wir Deutsche haben alle Ursache, fest die Hand zu fassen und nimmer wegzugeben, welche uns ein stammverwandtes Volk vertrauensvoll entgegenhält. Die Sympathieen, welche in Belgien für uns erwachen, werden bei weitem nicht genug gewürdigt.

Das Gespräch drehte sich lange über diese Materie. Der Rede Flut, welche dabei von Arndt's Lippen strömt, ist erstaunlich. Eben so fehlerfrei im Ausdruck, als kräftig und charakteristisch in der Darstellung steht ihm ein Reichthum von Worten zu Gebot, worin er nie einen Mißgriff thut. Von ihm kann man sagen, er spricht wie gedruckt. Er ist ganz der Mann, um des Tacitus Germanica zu lesen. Die energische Kürze, das Biderbe des Ausdrucks, Schlag auf Schlag, und was ihn so hoch stellt, die Wahrhaftigkeit und Reinheit seines Herzens, welche fessellos aus ihm strömen, packen alte, geschweige junge Gemüther bis in ihre Grundfesten. Für die Wissenschaft kein geweihter Name, sprüht er statt dessen warmes Blut in den stockenden Herzschlag der Gegenwart. Er wirkt für das Leben, indem er den Umschwung seiner Räder beschleunigt, er ist wie ein reicher Mann, der sein Geld unter die Menge ausstreut, ein Verschwender zu guten Zwecken. Uns thun jezt Männer Noth, deren Segen nicht nach ihrem Tode aufersteht, sondern schon der Mitwelt angehört.

Zum Schluß verlief sich die Unterhaltung auf

seine lezten Schicksale. Der arme Mann beklagte sich bitter über die Liebesdienerei der Presse. Was sollten nicht alles für Ehren auf ihn gehäuft worden seyn? Geldentschädigung zu enormen Summen, Handbillets von hoher Hand, Ritterorden, gar Adelstand. Man hat ihn restituirt, d. h. ihm erlaubt, als Professor ordentliche Vorlesungen zu halten, die Regierung hat die einstimmig auf ihn gefallene Wahl zum Rektor der Universität für nächstes Jahr bestätigt, und seinen Söhnen für ihre Studienzeit ein ansehnliches Stipendium bewilligt. Alles Andere ist Erfindung, besonders eine Entschädigung von 10,000 Thalern. Was aber die lauterste Wahrheit ist, seine Papiere, die ihm 1819 mit Beschlag belegt wurden, sind ihm bis heute noch nicht zurückgegeben worden.

Arndt's Familie ist die Zuflucht stiller, heiterer Zufriedenheit, seine Frau, die Schwester Schleiermacher's, schwebt ein edler Schutzgeist über den Penaten des Hauses. Den Abend seines Lebens röthet noch ein schöner Sonnenuntergang, der Wolkenschleier sinkt, und das klare Himmelsfirmament leuchtet versöhnenden Frieden herab. Deutsches Vaterland, deutet dies auf einen schönen Morgen Deiner Zukunft?

X.

Justinus Kerner.

Pfingsten erschien, das liebliche Fest — ich schüttelte den Aktenstaub von den Füßen, griff nach dem ungeduldigen Wanderstabe und wanderte zum Thore Stuttgarts hinaus fürbaß in's Unterland.

Ludwigsburg sah aus wie der Wald von Birnam. Mit dem reichsten Schmuck der Blumen und Blätter puzte es sich auf den morgenden Tag, der ein bewegtes Leben in seine öden Straßen führen sollte. Man feierte das Gesangsfest, wozu die Liederkränze des ganzen Kreises sich vereinigen. Unterwegs begegneten mir die Heilbronner, Pferde und Wagen mit Bändern, Guirlanden und Fahnen behangen, den Quell der Lieder unversiegbar in der Kehle, frohen, freien Sinn am ächten Herzensfleck.

Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

In Heilbronn, wo der Franke dem Schwaben auf den Fuß tritt, ging ich diesmal zu Götzen's Thurm, der hart am Neckar steht. Mit Mühe erzwang ich den

Eingang, denn es ist gefährlich, die wanke Ruine in ihrem Schlaf zu stören. Viel läßt sich in dem finstern Loche nicht sehen, doch die Fantasie leuchtet mit der Fackel des Dichters und Äolsharfen klagen mit traurigen Accorden. Elisabeth hat Recht, wenn sie sagt: „in der muthlosen Finsterniß erkenne ich dich nicht mehr." Man muß sich mit den Händen fortgreifen, um den Ausgang zu gewinnen. Der Reichsstädter war wol ein trutziger Bursch', allein so uneben Gefängniß hätte er dem Ritter nicht gegeben. Ohnehin ist der geschichtliche Götz hier nicht gestorben. Er starb mehr als achtzig Jahr alt, in Freuden, Ruhe und Freiheit 1572 auf seiner Burg Hornberg am Neckar.

„Wißt Ihr auch, wo Weinsberg liegt?" „Ganget Se no grad aus, Se könne nit fehle." Diese sybillinische Antwort begreift allein, wer den Laconismus der Schwaben kennt. Ein herrlicher Weg geleitet unter wechselnden Ansichten der mannigfachsten Landschaftsbilder in zwei kleinen Stunden von Heilbronn hieher. Das Städtchen an eine Berglehne hingebaut, zeigt interessante Reliquien des Mittelalters. Das lezte Haus an der Würzburger Straße ist Kerners Wohnung. Träumerisch versteckt es sich unter Akazien und Obstbäumen, die vom Garten ihre Zweige herüberhängen. Unwillkürlich bannt sich der Fuß des flüchtigen Wanderers. Er denkt bei dem Anblick des Hauses gewiß daran, wem es gehöre, wozu es zwecke. Der Hinterbau mahnt an die Schweiz. Breitgedrückter

Giebel, vorspringendes Dach, die doppelte Gallerie, über deren Pfeilerbrüstung ein gekreuzigter Christus, das antike Werk der Holzschneidekunst, hängt. Der Garten ist klein, aber äusserst heimlich, von schattigem Helldunkel schöner Bäume erfüllt. Am Ende steht ein uralter, wohl siebenzig Fuß hoher Thurm, wo hinauf von Aussen eine schmale Treppe führt. Über deren Hälfte öffnet sich ein gewölbtes Gemach, das nach seiner Anlage als Benutzung ebenso der Heilkunde, wie der Poesie und Magie zum Arbeitszimmer dient. Gothisch gewölbt mit Spitzbogenfenstern, darunter alte Glasmalereien von heller Farbenpracht und ungewöhnlich sorgfältiger Zeichnung, überdies ein ganz conformes Geräthe — denkt, empfindet und schaut, unter solcher Umgebung, der Arzt, der Dichter und Seher mit hellem Kopf, warmer Fantasie und schwärmerischer Verzückung. Auf der Plattform des Thurmes, welche eine krennelirte Mauer umgibt, wiegt sich ein Zelt zwischen vier Bäumen und eine rothe Fahne flattert weithin sichtbar als Zeichen, daß der Burgherr zu Haus. Von hier oben rollt sich ein unvergleichliches Naturgemälde vor uns auf. Der Horizont umgürtet sich mit dunkler Waldung, woraus die Ruinen von Löwenstein und die Kirchkuppeln des Klosters Lichtenstern wie Fixsterne leuchten, während sich um sie herum, nach der Niederung zu, zwischen Weinbergen, Wiesenmatten und Obstwäldern, eine Menge der Dorfschaften, wovon diese gesegnete Gegend bedeckt ist, bunt

durcheinander gruppiren. Nach Öhringen zu schlängelt sich ein grünes Thal; durch eine Berglucke sehen die Berge um Heidelberg, der Kaiserstuhl und Melibocus herüber; das ist der Thurm auf dem Wartberg bei Heilbronn, und hier, von der Gartenthüre aus in jäher Steige gipfelt sich „die Weibertreue" auf, deren gebrochene Krone die Fürsorge unsers lieben Wirthes vor der lezten Vernichtung gerettet hat. Zu den Füßen lagert sich ein demüthiger Schützling die Stadt, bis an Kerners Thurm streifen die alten Mauerdächer, und die noch ältere Kirche, ein byzantinisches Bauwerk, begrüßt mit dem ersten Klang ihrer harmonischen Glocken den nachbarlichen Thurm. Die Stadtmauer, hie und da malerisch zerfallen, verbindet die Getrennten. Des Dichters ganze Besitzung selbst ist weiter nichts, als ein ausgeschütteter Graben, und der Thurm war eine der üblichen Festungsbastionen damaliger Zeit. Es ist der Geist des Mittelalters, welcher über diese Stätten noch heutzutage schwebt, und ein romantischer Anflug, woran sich ein Dämonismus guter Art knüpft, bewältigt selbst die nüchternste Stimmung.

Daß man sich in seinen Voraussetzungen so täuschen kann! Mit Kerner ging es mir noch ärger, als mit Uhland. Von Menschen, die man liebt und schäzt, schafft sich die Einbildungskraft nach gleichem Maßstabe das äusserliche Bild. Wol bin ich seither gewohnt, davon zu abstrahiren, doch dießmal war ich überrascht. So dick und rund, ein Wänstchen fast, mit vollen Bak-

ken, dickem Kopf, viel Fleisch, derbe Knochen, kurzum, so ganz Materie, also hatte ich mir den Verfasser der „Seherin von Prevorst" und des „Magikon" nicht vorgestellt. Und doch ist er es, derselbe Mann, der mit magnetischer Hand den Pulsschlag des innern Lebens, die Geisterwelt fühlt, und dessen Offenbarung sich die Geheimnisse des Grabes und der Ewigkeit erschließen.

Er hatte eben Besuch, als ich zu ihm in's Zimmer trat. Ich stand unschlüssig, an wen mich wenden, denn von den Dreien paßte auch nicht Einer auf mein Bild. Da trat der Dickste auf mich zu, in grauem Schlafrock, statt der Weste einen schwarzen seidenen Brustlatz, der über den Nacken gebunden wird, ohne Halstuch, den Hemdkragen ausgeschlagen, mit Nankinghosen angethan, das Haar lang hintergestrichen, eine Brille auf der Nase. „Willkommen", sagte er und gab mit biederm Drucke die Hand. Zugleich trat die behäbige Hausfrau, drei blühende Kinder und ein Enkel herein, grüßend den Gemahl und den Vater.

Kerner mag gegenwärtig ein Fünfziger seyn. Das Aussehen wenigstens stimmt mit dieser Rechnung. Für die Korpulenz seines Leibes ist er noch äusserst rührig und beweglich. Die Farbe des Gesichtes fällt ein wenig in das Graue, das Gepräge der Physiognomie hat sich dem ersten Blick entzogen, es s c h e i n t verwischt, denn, was das Schlimmste ist, der Glanz des Auges ist erloschen. Der unglückliche Mann, ihm steht die harte Prüfung bevor, blind zu werden. Der graue

Staar schreitet fort und nur eine Operation kann die Heilung auf das Risiko des Lebens nehmen.

Aber sein Gemüth ist heller Sonnenschein, von einem ungeborgten Glanz und von erquickender Wärme. Kerner ist eine Perlmuschel, aus dem Meeresgrund auf das offene Land gesezt, die sich verborgen hält in harter Schale und doch dem Blicke der Liebe und Freundschaft ihren reichen Schatz erschließt. Es geht eine wahre Leiter in seinem geistigen Leben, woran man, ist die erste Sprosse betreten, mit Verlangen in den tiefen Schacht seiner Seele hinabsteigt. Wie hart und lieblos hat die Welt über ihn gerichtet! Ich sehe auch keine Geister, noch habe ich Visionen in Weinsberg, meine Empfindungs- und Denkweise ist zu sehr der Aussenwelt zugekehrt, aber, da sei Gott dafür, daß ich an der innersten Überzeugung Kerner's zweifelte und ihm Gründe unterschöbe, die diesem gewiß eben so fremd und unbekannt sind, als Jenen geläufig, deren Zunge von häßlicher Verläumdung überfließt.

Daß doch der kleine Menschenverstand so schnell bereit ist, Alles gleich als Unsinn zu verwerfen, weil er es nicht begreift. Man hat den Magnetismus zu muthwilliger Neugierde mißbraucht und mit unlauterer Absicht, schlechter Gesinnung, die Quelle der Erkenntniß getrübt, welche an die dunkle Pforte der Ahnungen — die doch keine Menschenweisheit wegdisputiren kann — eine Leuchte steckte. Kerner besizt eine ausserordentliche magnetische Kraft, welche seit der Anwen-

dung an die Prevorster Frau immer im Zunehmen ist und dazu eine Seelenweisheit und Geisteskraft, deren Gebrauch ihn überall an das Krankenbett, wie in den Musenhimmel begleitet. Seine aufopfernde Liebe als treuer Leibes- und Seelenarzt ist rührend und jeder Tag zeugt davon. Sein Geschäftskreis, denn er ist Oberamtsarzt, dehnt sich weit in dem großen Bezirke aus. Schon der frühe Morgen sieht ihn wach in sorgsamer Pflichtübung. Kerner hat die schöne Gabe, der Herzensfreund und geistige Tröster seiner Kranken neben dem irdischen Helfer zu sein. Daß ihm, wenn er in solcher Eigenschaft am Todtenlager steht, Aufschlüsse ganz eigner Art über die getrennten Gewalten der sinnlichen und geistigen Natur im Menschen zukommen müssen, ist wol begreiflich und würde uns weniger überraschen, wenn wir treue Ärzte von gleichem Gefühlsvermögen mehr besäßen. Als Dichter wirkt ihm noch die Fantasie, und was bei Andern Ahnung blieb, gestaltet sich unter seiner Feder zur Erscheinung.

Wie viel davon wahr ist oder nicht, wer mag's entscheiden, daß aber wahre Theile daran sind, hat die Gottheit selbst durch augenscheinliche Proben bewiesen.

Es ist genug davon. Ich mag mich nicht in dürre Polemik verlieren. Strauß, der 1827 mit unendlicher Gier den Offenbarungen der Seherin von Prevorst lauschte, ist noch gegenwärtig der beste Freund Kerners und achtet hoch, was er ihm sagt, selbst wenn er es nicht glaubt.

Die Seherin von Prevorst, die Frau eines Jägers, Friederike Hauff, aus Prevorst, einem Dorfe im Weinsberger Oberamt gebürtig, starb im Jahre 1829, nachdem sie drei volle Jahre nur durch Mittheilung von fremder Lebenskraft sich genährt und erhalten hatte. Diese Mittheilung geschah durch magnetische Berührungsweise, die Kranke verfiel darauf in den hellsehenden Zustand und sah jene Erscheinungen, die in dem bekannten Buche des Näheren beschrieben sind. Auf Alle, die mit ihr umgingen, wirkte ihre Krankheit sehr nachtheilig; Kerner selbst, der sie zwei Jahre magnetisch behandelte, fühlte, obwol dagegen von Natur mehr, als Andere gestählt, merkliche Abnahme der Kräfte. Eigen ist es, daß ein Sohn jener Frau das Uebel von der Mutter erbte und in seiner Kindheit Erscheinungen hatte. Jezt ist er ganz geheilt und lebt gesund.

Kaum in dem Spaziergang einer Viertelstunde wird die Weibertreue bestiegen. Auch an die Wahrheit ihrer schönen Geschichte hat sich eine erbarmungslose Kritik gemacht und gleich Tells That sie bezweifelt und verneint. Wem solcher Szeptizismus Vergnügen macht, ihm sei er gegönnt, den naiven Volksglauben und die Dichtkunst ficht er nimmer an. Die Burg wurde 1825 im Bauernkrieg von den wüthenden Schaaren gebrochen und die Besatzung von siebzig Rittern, an ihrer Spitze der lezte Graf von Helfenstein, unter scheußlichen Martern getödtet. Die Ruinen, welche Gefahr

liefen, durch Abbruch der Steine zum Bau der Mauern der Weinberge, wovon der Berg bepflanzt ist, und die ein köstliches Getränk geben, ganz zu verschwinden (gleich wie es mit Hohenstaufen ging), sind seit etwa fünfzehn Jahren durch einen Verein der Frauen Weinsbergs unter Kerners Leitung nicht nur vor Verfall bewahrt, sondern aus einem Schutthaufen in die lieblichsten Anlagen verwandelt worden, in welchen sich aus sorgsam gepflegtem Gebüsch Mauerzinnen und Thürme, allenthalben zugänglich und zu reizenden Punkten umgeschaffen, erheben. Äolsharfen tönen dem Wanderer entgegen und sein Auge erfreut die herrlichste Aussicht.

In der Stadtkirche ist die Erzählung von der Weibertreue durch ein Gemälde verewigt, dessen Alter wol einen Beweis gegen den Widerspruch der Kritik geben könnte. Kaiser Konrad III., an der Spitze seines Heeres, sieht mit bewegtem Gefühl dem ungewöhnlichen Ereignisse zu, das Gesicht gegen seinen Bruder, den Herzog Friedrich gekehrt, und ihm, der Einsprache gegen den Weibertrug thun wollte, die denkwürdigen Worte sagend: „Mein Bruder, an einem Königswort geziemt sich nicht zu deuten und zu rütteln.“

Kerners Haus ist der gastliche Heerd für jeden Wanderer, auch unangemeldet und unbekannt, der seines Weges dahin gezogen kommt. Und keine Woche ver-

geht, daß nicht irgend ein Name von gutem Klang im deutschen Vaterland bei ihm anpochte. Kerner hat einen köstlichen Humor, der oft alle Wehmuth der Gefühle schnell verspült. Oben auf der Thurmplatte wird gewöhnlich des Abends gegessen. Zauberhaft ist der Anblick, wenn des Mondes Licht die Umgegend beleuchtet. Berliner Gäste brachen darüber in wahre Extase aus und schütteten ein ganzes Füllhorn von sentimentalen Redensarten über die Kernersche Familie aus. Kerner, dem der Wortschwall zu arg zu Kopf ging, sagte ein wenig bösartig: „Halten Sie doch ein, sonst muß man glauben, Sie haben in Berlin gar keinen Mond.“

XI.

Auf dem Hohenstaufen.

Auf dem öden Berg der Väter hält des Nachts der Hohenstaufe
Seinen Geistergang auf Erden einmal in des Jahres Laufe, —
Baut die Burg bis an die Wolken, stellt sich auf den höchsten Stein,
Wer ihn furchtlos ruft und bannet, ladet er zur Aussicht ein.

Wie mit Sturmesfittig ward ich auf den höchsten Thurm gerissen,
Eine Länderkarte lag das ganze Deutschland uns zu Füßen —
Lang ließ er das Auge schweifen, bis die Zornesader schwoll,
Unter flammensprühenden Blicken sprach er dann mit bittrem Groll:

„Nennst du das die deutsche Erde? wo im West, im Süd und Norden,
Dort der Franke und der Wälsche, da der Slaven wilde Horden."
Wo sind meine Schweizerstädte? wo ist Elsaß? wo Burgund?
Wo der Ostsee deutsche Küste? der Bataver Brüderbund?

Vater Rhein ich seh' dich wol wie sonst, auf raschen grünen Wogen,
Aber deine Wasser zürnen, denn du suchst Triumfesbogen,

Und doch stellt in Sieges Prangen, nirgends eine Spur
sich dar,
Denn im Heiligthum des Hauses steht entweihet der Altar.

Fremdes Grab und fremde Wiege und am fremden Gän-
gelbande,
Unter Brüdern selbst ein Sklave in dem eignen Vaterlande,
Nennen sie dich deutsch und frei, hitzen sich die Köpfe
warm,
— Doch kein Lied erkämpft die Freiheit, thut es nicht der
deutsche Arm. —

Eure Dichter? ja sie kennen trefflich fremde ferne Länder,
Stecken in des Orientes bunten Fantasiegewänder,
Singen von der kleinen Liebe, von der Selbstsucht schalem
Schmerz —
Nur für seines Volks Gefühle hat der Wenigste ein Herz.

Freies Wort der Wahrheit? Jeder hält's für seines Vor-
theils Grube,
Sucht ein schützend Dach, und dukt sich scheu in seine
Kinderstube.
Einsam steht der Seher, nimmt Kassandras Fluch auf's
arme Haupt,
Glücklich, wenn ihm weiter nichts geschieht, als daß man
ihm nicht glaubt.

Deutscher Geist? wo gab's ein Wagstück groß und kühn,
daß nicht bestand er's,
Der zu Worms durch Luther sprach: „Helf mir Gott,
ich kann nicht anders!" —
Schrickst vor'm eigenen Schatten auf, liegst in starrer
Trägheit Sumpf,
Lahm dein Flügel, matt dein Auge, deine Waffe kurz und
stumpf!

In der Wollust des Genusses zaget ihr vor jedem Kampfe,
Euer aller Freiheits-Muth wirbelt auf zu leerem Dampfe,

Euer Eigennutz wahrhaftig fliegt auf rascher Eisenbahn,
Doch das Ehrgefühl des Volkes schleicht zu Fuß den Berg hinan.

Sicher glaubt ihr euch, weil auf des Hauses Dach der Blitzableiter,
Da im Innern frißt der Brand unersättlich täglich weiter.
Monumente baut ihr, Leichensteine der vergangnen Zeit, —
Für die eure hält die Zukunft nicht ein einziges bereit.

Freier als des Adlers Schwung im Aetherblau ist der Gedanke,
Was der Gottheit zugehört, kennet nicht der Erde Schranke,
Vier Jahrhundert sind es, daß zu Mainz die Presse er erfand, —
Ein gefesselter Prometheus liegt sie heute noch gebannt.

„„O Verblendung! ruft die Menge drohend, sind wir nicht zufrieden?
Ist mit seinen besten Freuden uns der Himmel nicht beschieden?
Leben wir nicht ohne Sorgen?““ — Ja es ist die größte Pein,
Mitten unter so viel Träumern ganz allein der Wache seyn.

Armer Freund, du dauerst mich, zu welcher Zeit bist du geboren,
Daß ich dir dieß Unheil kunde, hast du darum mich beschworen?
Laß mich fort. — Doch nicht verzage, gibts im Himmel einen Gott,
Denn ihr treuen deutschen Seelen hofft auf helles Morgenroth.“

XII.

Am Rheinfall.

Wer von Schwaben her die Reise nach den Alpen macht, betritt an Hohentwiel, der schmachvoll verrathenen Felsenburg vorüber, im Kanton Schaffhausen, zum ersten Mal die Schweizergränze.

Der Tag begann zu dämmern, wir schüttelten den Nachtfrost aus den Gliedern, der Kondukteur erwachte und weckte den Postillon, der kräftig in die Pferde hieb, daß sie den schweren Eilwagen bald an die Ufer des grünen Rheins hintrugen. Rasch treibt dieser sein Wasser, es überstürzen sich die Wogen, als wolle die eine die andere überholen, um die erste zu sein, welche die grünen Ufer, die herrlichen Rebengelände des deutschen Vaterlandes bespülte! Er scheint der Republik nicht hold zu sein, denn kaum daß er das Leben von ihr empfangen, so regt er die jungen Glieder, reißt sich los von den Mutterbrüsten, und nach den deutschen Gauen zieht es ihn, deren Nachbarschaft ihn trösten muß, wenn er das linke Ufer des Schweizerlandes nicht los werden kann.

Als es noch etwas unordentlich aussah auf der Erde, da soll der Rhein bei Sargans hinüber durch das Thal der Butschären in den Wallenstädter- und Zürichersee, dem Laufe der Limmath folgend, an Baden vorüber, bei Koblenz im Kanton Aargau nach Deutschland, sonach mitten durch die östliche Schweiz geströmt sein. Als es aber Ordnung wurde auf der Erde, da fühlte er das Unwürdige seines Laufes, er brach sich neue Bahn, sein liebes Deutschland gegen die Schweiz begränzend, und stürzt seitdem mit Wollust in den Bodensee, wo er geläutert wird von dem Schmutz seiner Geburt, und als liebliches Kind aus dem zweiten Mutterschooße hervorgeht. Die Tiefe, die Klarheit seines Wassers, die immer gleiche Kraft seines Stromes, sein langer, gerader Lauf, sein Sieg über die großen Flüsse der begränzenden Länder, sein alter und sein neuer Ruhm, immer derselbe, sind sie nicht der Abglanz aller Tugenden unsers Volkes? Ja, er ist ein ächter, deutscher Strom, durch und durch, zur Rechten wie zur Linken.

Ein anmuthiger Pfad leitet am rechten Ufer zuerst in der Tiefe, dann auf der Höhe in einer halben Stunde zum Wasserfall. Schon bei der Stadt betritt der Fluß das Felsenbett, welches den verzweiflungsvollen Kampf der frühern Zeiten anzeigt, und auf dieser Stelle die Schifffahrt unmöglich macht. Oft hemmen breite, in die Quere geschobene Steindämme seinen Lauf und peitschen die raschen Wogen schäumend auf,

oft birgt sich unter seichtem Wasser ein breites, langes Felsenriff, worüber der Strom mit reichem Perlenschmuck und lautem Gemurmel eilt, während er an andern Stellen die ganze Wassermasse durch schmale Felsenkanäle zwängt. So wogt er in raschem Ungestüm, und je näher dem Ziele, desto toller und verzweifelnder, spottend der Hindernisse einer widerstrebenden Natur, seinem Sturze entgegen. In der Stille der Nacht, am frühen Morgen, vernimmt der Wanderer bei günstiger Stellung des Windes in meilenweiter Entfernung das mächtige Rauschen. Beim Dorfe Neuhausen kommt er auf diesem Wege zuerst zum Anblick, für den überraschenden Eindruck nicht die beste Seite. Man meint ein steiles Wehr zu sehen, worüber der angeschwollene Fluß sich stürzt, — keinen Fall von steilem Felsenhang. Die Wellen wirbeln in Schaum gelöst über eine Menge von Felsblöcken, nicht in senkrechter, sondern in schräger Richtung hinab, und erhalten nur bei hohem Wasserstand Bedeutung, da man bei niedrigem trockenen Fußes über die hervorragenden Steinplatten bis auf die Felsenzinnen gelangen kann, welche mitten aus dem Fluß in einer Höhe von 12 — 20 Fuß steigen und denselben in mehre Fälle theilen.

In wenigen Minuten steigt man an den Mühlen des Dorfes Neuhausen, deren Räderumschwung vielleicht einer der schnellsten aller Mühlen ist, da das Wasser mit der vollsten Kraft des Sturzes in ihre

Speichen sich ergießt, und an einem Hüttenwerke vorüber, in das untere Thal. Je weiter man auf diesem Fußpfade schreitet, desto mehr tritt der Fall in vollständigen Ueberblick, bis man endlich beim Schlößchen im Wörth gerade vor seinem Angesicht steht. Dieß Gebäude nimmt den Raum einer kleinen Insel ein, die durch einen Kanal vom festen Land geschieden ist. Hier beginnt die Schifffahrt wieder; der Waarentransport bis zum nächsten Städtchen Eglisau geht so schnell, daß ein schwer beladener Kahn die Stunde in der Hälfte zurücklegt.

Das Schloß in Wörth, früher die Ritterfeste eines alten Geschlechts von Schaffhausen, hat durch beständige Fehden mit Oestreich harte Drangsale erduldet. Später, nach Einführung des Feuer-Gewehres, verlor es durch seine unvortheilhafte Lage in der Tiefe alle Bedeutung, sank zu einem Magazin und Warenlager herab, und ist jezt zu einem modernen Gasthofe umgebaut. Der Fall zeigt hier seine ganze Breite in fünf, durch Felsen von einander getrennten Stürzen. Zwei, die unbedeutendsten, haben wir an der Schaffhausner Seite bei Neuhausen gesehen, die drei andern liegen dem Züricher Gebiete zu, welches senkrecht aus dem Wasser sich hebt und in einem spitzen Winkel ausläuft, auf dessen Höhe die alte Burg Laufen liegt. Sie verdankt ihre Benennung dem Rheinfall, in der Umgegend seit Menschengedenken „der Laufen" genannt. Im Hintergrunde erheben sich die nahen Uferberge,

herrlich mit Laubholz bewachsen, zunächst vor uns liegt das mit Schaum erfüllte Wasserbecken, woraus zur Rechten in scharfer Biegung der Rhein abfließt, in dessen enges Thal der Blick eine Strecke hinabsieht, während zur Linken die Aussicht durch die nächsten Anhöhen verschlossen wird. Eine Camera obscura gibt diese Szene in Miniatur zurück.

Im Wörth war Gesellschaft, ziemlich bunt, wie des in der Schweiz gewöhnlich. Man vereinigte sich schnell zur Ueberfahrt nach Laufen. Im Begriff, die Kähne zu besteigen, fiel einer englischen, erst kurz verheiratheten Mistreß die am gegenüberliegenden Hause angeschlagene schwarze Tafel auf. Sie enthielt in drei Sprachen die Anzeige, daß hier der Schiffer wohne, welcher auf Verlangen Fremde nach den Mittelfelsen im Sturze überfahre. Die eitle Lust, dieß Wagstück zu versuchen, plagte die kühne Tochter Albions so lange, bis ihr gebrechlicher Gemahl dem Ungestüme nachgab, und den Fährmann, welcher des hohen Wasserstandes halber die Fahrt für äusserst schwierig, wo nicht unmöglich erklärte, nur durch große Belohnung dazu bewog. Mister lud Liebhaber ein, und ich bezeigte mich nicht abgeneigt, zu folgen. Wir wurden zum Schutz gegen den Wasserstaub in große hänfene Kutten gesteckt, die Schiffer zogen Seile und Leitern in den Kahn, um ihn bei glücklicher Ankunft festzubinden und die Ersteigung der Felsen zu erleichtern,

und wir fuhren unter lautem Zuruf der Übrigen ab, welche dem gewöhnlichen Landungsplatze zusteuerten.

Nicht auf geraden, nur auf Seitenwegen war allein das günstige Fahrwasser zu erlangen, wollten wir nicht von den mit Blitzesschnelle übereinanderstürzenden Wogen entweder flußabwärts getrieben, oder von der heftigen, das Wasser bis auf den Grund durchwühlenden Brandung erfaßt und an das Ufer zurückgeworfen werden. Das herabstürzende Wasser wirbelt, nachdem es bis an den gegenüberliegenden Damm des Schlosses in Wörth geschleudert wird, auf der einen dem Laufe des Rheins abgewandten Seite in rückgängiger Bewegung wieder dem Falle zu, während es auf der andern in das Flußbett sich verliert. Jene Fährte zu gewinnen, vermöglicht allein die Ausführung eines Vorhabens, wie des unsern. Bei niedrigem Wasserstande, wo die Brandung schwach ist und das Wasser seinem natürlichen Laufe folgt, mag es leicht sein. Im Juni und Juli aber, wo der Rhein am höchsten anschwillt, hat die Sache ihre Schwierigkeit, denn nun ist der Andrang der Wellen so ungestüm, daß sie hoch am Ufer anschlagen, nicht selten schäumend hinüberspritzen, und durch ihre Heftigkeit die ruhige Wasserstraße weit von der Abfahrtsstelle abschneiden. —

Vier starke Arme trieben den schmalen spitzen Kahn mit wenigen Stößen mitten in den Strudel hinein; gleich beim ersten stürzte der Engländer lang auf den Boden hin und verlor bei jedem Versuche zum

Aufstehen immer wieder das Gleichgewicht; auch ich und seine waghalsige Gattin fingen mit Händen und Füßen zu balanciren an, nahmen die Schiffsplanken zu Hülfe, und schloßen die freien Hände zu gegenseitiger Stütze fest in einander. Laut schlug an unser Ohr das helle Gelächter der andern Karavane, welche eben am jenseitigen Ufer glücklich ausgestiegen war. Die Burschen ruderten mit mehr als menschlichen Kräften, — nur ein Stoß, — und die Gefahr war vorüber, die gute Straße erreicht! Noch schwebten wir auf der Gränzscheide, wo die Fluth sich theilt, hier stromabwärts, dort nach dem Felsen zurück sich wendet, als der zweite Schiffer, dem die Lenkung zukam, um mit einem Stoße den Nachen zur Linken abzuschwenken, das Ruder so tief einlegte, daß er das entgegenstrebende Wasser nicht zu durchbrechen vermochte. Die Kraft des Elementes hob ihm das Ruder aus der Hand, drückte es mit unwiderstehlicher Gewalt auf seine Brust, warf ihn rücklings zu Boden und schlug lustig in die Fluth hinab. Wie ein Pfeil schoß das leichte Fahrzeug mitten in den Strom, welcher in einer Minute es mehre hundert Schritte abwärts aus dem Angesicht des Falles schleuderte, wo es endlich dem andern Schiffsmann gelang, seiner mächtig zu werden und es über den allmälig beruhigten Fluß an das andere Ufer zu bringen.

Unter uns herrschte gränzenlose Verwirrung. Mister lag auf dem alten Fleck, vom Wasser, was über Bord gedrungen, völlig durchnäßt, und fluchte mit

englischem Phlegma auf Weiberlaune und männliche Nachgiebigkeit, auch Mistreß's Lage war etwas hülfloser geworden, die schwebende Stellung verloren und in eine gesunkene übergegangen, während ihre kleinen Hände sich krampfhaft an meinen Arm klammerten und mir so einen Stützpunkt gaben, der mich, wenn auch nicht fest, doch aufrecht stehen ließ; zwischen uns war der unglückliche Schiffsmann gerutscht, den in alten Tagen seine Kunst so schmählich verlassen hatte. Der Kahn lag geraume Zeit ruhig in der Bucht, ehe wir unsere Beine gebrauchen konnten. So drehend und schwindlich war es uns, daß wir zum Aufstehen und Aussteigen mehremale ansetzen mußten, bevor es glückte. Lautes Gelächter, in welches wol aus Aerger und Verdruß der Gatte mit Zähneklappern einstimmte, drückte die ersten Empfindungen nach dieser verunglückten Rheinfahrt aus. Wir warfen die Regenmäntel ab, der Engländer klagte über Rheuma und sah schon ein ganzes Heer von Uebeln aller Art im Gefolge. Mit zärtlicher Sorge umschlangen ihn weiche Arme, zogen ihn schmeichelnd den steilen Bergpfad hinan, und alle Worte des Unmuths drängten zarte Schläge auf Mund und Wange, zulezt der süßeste Kuß zurück.

Wir waren unterdessen auf der Höhe des Berges angelangt und standen bald vor dem Schlosse zu Laufen. Durch ein breites Thor tritt man in den Hof, eine wunderliche Melange der Bauwerke mehrer Jahrhunderte. Die Ringmauern sind alt, sehr alt, und

die Pferde und Kuhställe sehr neu aus dem vergangenen Jahre. Die eine Seite nimmt die Wohnung des Verwalters ein, welcher ausser seiner ökonomischen Beschäftigung noch das einträglichere Amt des Führers für Fremde übernimmt. Eine enge Pforte führt in's Freie und auf die äusserste Spitze des Abhanges, wo ein Pavillon steht.

Ja, hier wird die Ansicht großartig und wahrhaft ergreifend! Wol eine Viertelstunde weit aufwärts sieht man den empörten Strom mit einer Wuth herabeilen, welche durch die Hindernisse seines Bettes nur gesteigert wird. Als wenn er wüßte, was ihn erwarte, mit solcher Todesverachtung treibt es ihn seinem Schicksale entgegen. Je näher er dem Falle kommt, desto mehr nimmt seine Breite zu, der Lauf beflügelt sich, zugleich daß er sich beruhigt, er ordnet seine Wasser, die er in fünf Rinnen dem fünffachen Falle zuströmt. Denn wie die Bastionen einer Zitadelle ragen hoch über dem Wassersturz, hart an dessen oberster Gränze, in ziemlich gleiche Linie gestellt, vier Felsentrümmer hervor, die seither unzerstörlichen Reste des Steinwalles, welcher einst dieß Thal versperrte, wo nicht ganz anfüllte. Da rißen Meereswellen die erste Kluft hinein, und als sie verflossen waren, kam der Fluß, grub und höhlte mit Ausdauer und Gewalt so lange an der Oeffnung, bis sie sich erweiterte und jezt den ganzen Strom in seiner Ausdehnung durchläßt. Pittoresker mag er vor 2000 Jahren gewesen sein, und das

Wenige, was er davon übrig hat, verdankt er allein den Felsentrümmern. Mit ihnen würde er seine schönste Dekoration verlieren. Zu fern kann die Zeit nicht sein, man sehe nur, wie der Wogensturz sich in sie einfrißt und sie wahrhaft unterminirt. Diese Felsen, deren größten zu besteigen uns gelüstete, stehen zwar in gleicher Linie oben, wo der Rhein zu stürzen beginnt, jedoch nicht in gleicher Entfernung von einander. In der kleinsten Hälfte des Falles, dem linken Ufer zugewandt, sind die drei höchsten, der vierte und niedrigste befindet sich am rechten Ufer, dem Dorfe Neuhausen zugekehrt. Auf ihrer Platte haben schlanke Tannen gewurzelt und der mittlere trägt ein Kreuz zur Erinnerung an seine erste Besteigung. Durch diese Thore ergießt sich der Fluß, am stärksten und höchsten zwischen dem Schloßberge von Laufen und dem ersten Felsen.

Nur noch einen Blick von der Höhe aus. Gerade zu unsern Füßen stürzt der Fluß hinab in sein Becken, welches man bis zum Schlößchen im Wörth übersieht, gegenüber liegt Neuhausen mit seinen Mühlen und Hüttenwerk, das Thal öffnet sich aufwärts bis Schaffhausen, und den Rahmen bilden die schönbewaldeten Uferberge. Zum vollständigen Genuß gehören die Effekte der Beleuchtung; ich sah ihn früh bei hellem Sonnenschein. Fallen die Strahlen günstig auf das Wasser, so wird man ausser den Regenbogenfarben auch meergrüne Streifen gewahr, welche den blendend

weißen Schaum malerisch durchweben, eine Schönheit, die in der Schweiz kein anderer Wasserfall theilt. Freilich gehen diese durchgehends von Gletschern aus, und bestehen aus geschmolzenem Eis und Schnee, während der Rhein, durch das Bad im Bodensee gereinigt, das schönste blaugrüne Wasser führt.

Im Pavillon lag ein dickbändiges Fremdenbuch, das ich aussergewöhnlich loben muß, denn es enthält nur die schlichten Namen der Reisenden, ohne fade Bemerkung. Auch meine Landsleute hatten vernünftigerweise von ihrer arg, aber mit Recht verschrieenen Titelsucht, die Beweise vermieden Wir saßen lange da oben, Mstireß und ich am Fenster, versunken in das schöne Schauspiel der Natur, das zu Füßen lag, Mister etwas abseits, den Rücken uns gekehrt, versunken in den Genuß seines Portweins und Beefsteaks. Er reichte mir das Fremdenbuch, worin er seinen Namen unleserlich gekritzelt hatte, er allein, ohne die Begleitung seiner Frau zu erwähnen. „Madame", sagte ich, „wollen Sie Ihren Namen an die Seite Ihres Herrn Gemahls setzen?" „Ach, schreiben Sie zuvor, ich will Ihnen folgen." Ich konnte nicht unterlassen, mich durch einen Strich von dem Vormann zu trennen, wie man es wol thut, um eine Gesellschaft von der andern zu scheiden. Mistreß lachte, nannte mich boshaft und wurde ärgerlich, als ich beim Einschreiben ihres Namens die Augen nicht von ihr abwandte. „Luzie M., geb. . . aus England." Wie allerliebst

sie geschrieben, schrieb sie hier so, wie muß sie Briefe des Herzens schreiben! Das „geboren“ fiel mir auf, zu was diese Erinnerung? ich werde dieß von meiner Frau nicht leiden.

Der Hypochonder stand auf und trieb zum Fortgehen. Der Verwalter öffnete sein Kabinet und bat uns, einzutreten. Ansichten des Rheinfalls, gestochen, lithografirt, illuminirt, groß und klein, die merkwürdigsten Gegenden aus der Schweiz, ihre Trachten, Schnitzwaaren von Holz, Alpenstöcke, Reisebedürfnisse jeglicher Art, diese Plagen, welche den Fremden durch das ganze Land verfolgen, und mit einer Zudringlichkeit sondergleichen angeboten werden, fanden wir in reicher Auswahl. Luzie kaufte ein kleines schwarzes Kupfer vom Wasserfall, zog aus ihrem Notizenbuch die Bleifeder, schrieb einige Worte auf den Rand und sagte beim Hinabsteigen, indem sie es mir überreichte: „Vergessen Sie nicht unsere heutige Partie.“ Das Kupfer enthielt die Worte: „Zur Erinnerung an das Abenteuer beim Rheinfall, 12. Juli 1839. L. M.“ Eben bog der Weg um eine Ecke, der Mann mit dem Führer war voran. Schnell faßte ich ihre Hand. „Ihr Bild wird mein Gedächtniß bewahren, hoffe ich vergebens, wenn ich dasselbe bitte?“ Sie wollte antworten, da rief es „Luzie“, ich fühlte einen Druck der Hand, und wir eilten vorwärts. Der Mann wünschte ihre Stütze. Liebevoll sprang sie auf ihn zu, sorgsam leitete sie ihn die steilen Stufen hinab!

Noch eine Biegung um den nächsten Felsen und wir standen nur wenige Schritte vom Sturze entfernt. Fast bis in denselben hinein ist ein hölzernes Gerüst gebaut, auf welchem sich so weit fortschreiten läßt, bis man am Ende vom Staubregen über und über begossen wird. Man steht am Hauptsturze des Rheins, welcher fast senkrecht in einer Höhe von 75 und einer Breite von 150 Fuß herabfällt. Ein zermalmendes Schauspiel, diese Wasserfluth in Staub aufgelöst zu sehen, und bei hohem Wasser das Donnern zu hören, welches die lauteste Stimme übertönt. Nichts ist zu sehen, als die nächsten Uferfelsen und der schäumende Wassersturz; der Steg zittert unter den Füßen vor dem Andrang der tobenden Wogen.

Nach befriedigtem Genuß des Schauspiels war es Zeit, an den Rückweg zu denken, natürlich nicht eher, als bevor wir für die Erlaubniß, ein Wunder der Natur gesehen zu haben, reichliches Trinkgeld bezahlten. Der Eigennutz der Menschen, welcher selbst das, was ein gütiger Gott zum freien Anblick aller seiner Wesen, — die ganze Natur mit ihren unendlichen Schönheiten, — geschaffen hat, zum Gegenstand gemeiner Gewinnsucht macht, ist in der Schweiz empörend.

Wir kamen auf der andern Seite des Schloßberges an den Rhein hinaus, und fuhren ruhiger und gefahrloser als zuvor an das jenseitige Ufer, wo wir an dem gleichen Orte, von wo aus wir abgesegelt waren, anlangten. Hier traf die alte Gesellschaft wieder

zusammen, zum großen Ärger meines Engländers, der die verdrießliche Geschichte von Neuem berühren hörte. Wie froh war er, als er den Wagen vorfahren sah, er bot seiner Frau den Arm, und verließ mit kurzem Gruß das Zimmer. Ich riß das Fenster auf, sie stiegen ein, zwei blaue Augen grüßten herauf, die meinigen hinunter, die Pferde zogen an, und bald verschwand der Wagen zwischen den nahen Häusern des Dorfes Neuhausen. Sie fuhr nach Schaffhausen und von da hinüber nach Deutschland, in das glänzende Baden.

Ich schlug das Fenster zu. Bald kam die Züricher Eilpost, wo ich einen aufgehobenen Platz besaß. Schnell stieg ich ein, warf mich in eine Ecke des Wagens und tiefer in das Land der freien Schweizer ging die Reise.

XIII.

Ein Schweizer Schlachtfeld.

Die Schweiz hat einen blutgetränkten Boden der Freiheit. Sempach, Morgarten, Granson, Murten, St. Jakob sind die hellsten Sterne der eidgenössischen Geschichte, die Brandmäler der Tyrannei, die Siegstrophäen der Freiheit.

Meine Faulheit verlängerte mir die Langeweile in Basel um einen halben Tag, denn vom süßen Schlaf in die Arme genommen, hatte ich den frühen Abgang der Post versäumt, und mußte so zur Strafe in dieser Bibel-, Missions- und Millionarenstadt bis zum Nachmittag aushalten. Sage mir Keiner, daß die Vernunft des Menschen überall dieselbe sey. Wenigstens war mir es neu, wie ein Mensch, der anderthalb Millionen Schweizer Franken im Vermögen hat, „ein Lump" heißen kann. Das ist aber hier in Basel buchstäblich wahr. Von drei Brüdern besitzt dieser unglückliche Lump nur eine solche Bagatelle, daß die beiden andern Crösus mit Verachtung von diesem Schimpf der Familie reden.

In Basels Straßen konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, als stelle man mir nach und wolle mich mit Hrn. Gützlaff oder einem andern Heiligen nach Patagonien zu den Menschenfressern schicken. Ich begreife nicht recht, wie ich dazu kam, denn ich war ein sündhafter Mensch, bei dem die Ausbreitung des Christenthums gewiß ins Stocken gerathen wäre. Holbein mochte Ähnliches fürchten, daß er auf einmal über Nacht nach London echappirte. Hans war ein schöner Junker, lustig, wolgemuth, der Liebling der Weiber, die übrigens auch in Basel ein warmes Herz im Busen tragen. Zu keiner Zeit war der Hörnerschmuck häufiger in der Stadt, als wo Holbein Pinsel, Schwert und Leyer führte.

Die Mystik ihres Lebens und Glaubens haben die Baseler noch im Stadtwappen versinnlicht, das ist ein wahres heraldisches Räthsel, zur Hälfte Krummstab, zur Hälfte ein dreigezackter Schiffsanker. Ich zerbrach mir den Kopf nicht, sondern rannte zum Thor hinaus, wo die Sonne wärmer und heller scheint und die Natur lieblicher blüht, seit sie den Bauern und nimmer den Patriziern gehört. Basellandschaft hatte Recht, einer oligarchischen Republik den Stab zu brechen.

Auch die Todten sollen leben. Wohin du hier trittst, ist vor bald vierhundert Jahren ein Schweizer im Todeskampf niedergesunken. Ehre ihrem Gedächtniß!

Während des Bürgerkriegs der alten Kantone der

Schweiz gegen den Kanton Zürich und Oestreich, mit welchem jener sich verbunden, suchte der deutsche Kaiser Friedrich III. Hülfe gegen die siegreichen Schweizer bei dem König von Frankreich Karl VII. Dieser sandte auch nach geschlossenem Frieden mit England, nicht nur die verlangte Hülfe von 5000 Mann, sondern 30,000 Mann, mit der Erklärung, er sende sie um so lieber, weil die Krone Frankreich seit vielen Jahren der natürlichen Gränze ihres Reichs, des Rheinstromes nämlich, beraubt sei und es dieselbe wieder herzustellen habe*). Dies furchtbare Heer (Armagnaken nach einem damaligen Parteiführer Graf Armagnak genannt) unter dem Befehl des Dauphin Ludwig, des Marschalls Dammartin und vieler erfahrenen Hauptleute zog über Altkirch und Landskron, von Hans von Rechberg und Burkard Mönch geführt, gegen Basel und bedeckte die ganze Landschaft bis Pfeffingen und das Leimen- und Birsthal.

Als die Eidgenossen, welche die Stadt Zürich seit mehren Wochen belagerten, von dem Anzug der Franzosen hörten, schickten sie 600 Mann den Schweizern, welche das Schloß Farnsburg einige Stunden

---

*) Ein offenkundiger Beweis, daß Frankreichs Rheingränzfantasieen ein altes Lied, und nicht erst seit Napoleon im Gang sind. Die Wegnahme von Metz, Tull und Verdun im Jahr 1552 zeigte, daß man es nicht nur zu singen, sondern auch zu vollführen verstehe.

von Basel bestürmten, zur Verstärkung, und weitere Vorkehrungen trafen sie nicht, weil sie die Berichte über die ungeheure Macht nicht glaubten. Der Dauphin sandte 8000 Mann nach dem Dorfe Prattelen und der Marschall Dammartin blieb ein Drittheil stärker zu Muttenz. Als die Eidgenossen vor Farnsburg die Botschaft erhielten, daß der Feind auf dem Münchensteiner Felde lagere, so wurde beschlossen, daß die 600 aus dem Lager von Zürich Angekommenen mit 900 Schweizern aus dem Lager vor Farnsburg in der Nacht aufbrechen, nach Prattelen ziehen, die Lage des Feindes ausspähen, ihn versuchen, ein förmliches Gefecht aber vermeiden, und in keinem Fall über die Birs gehen sollten. Am 26. August 1444 früh Morgens stießen diese 1500 Schweizer auf einen Vorposten des französischen Heeres. Die muthbrünstige Schaar ließ sich nicht halten, und unter der Leitung des Anton Rüß aus Luzern, Heinrich Matter aus Bern und Hermann Seevogel aus Basel begann die Schlacht.

Unerachtet aller Anstrengungen wurde Dammartin aus Prattelen und Muttenz über die Birs zurückgeschlagen. Auf der Höhe an der Birs erinnerten die Hauptleute an den empfangenen Befehl, und forderten Gehorsam bei Ehre und Eid. Vergebens. Die Haufen stürzen sich in die Birs, und ersteigen im Angesicht der feindlichen Scharen das jenseitige Ufer. Die ganze französische Artillerie brennt los. Hans von Rechberg mit 600 deutschen Reitern, 8000 französischen

Küraßieren, die ganze Macht des Dauphin wälzen sich auf die Schweizer und trennen sie. Ein Haufe von 500 Mann wird auf eine Aue herabgedrängt, der andere Haufe dringt mit Verlust von 200 Mann nach St. Jakob hinauf. In diesem Augenblick wurden die aus dem Albansthore der Stadt Basel ausgerückten 3000 Bürger, welche sich mit den Schweizern vereinigen und sie in ihre Stadt retten wollten, von den auf St. Margareth stehenden 8000 Franzosen zurückgedrängt. Die Schweizerschar auf der Aue wie im Siechenhause bei St. Jakob streitet mit nie gesehener Löwenkraft. Dreimal schlagen sie den Sturm von St. Jakob ab, und fallen zweimal furchtbar hervor, daß der Feind erschreckt weicht. Endlich wird die Mauer des Gartens eingeschossen, Thurm, Kapelle und Siechenhaus angezündet, und die französische Reiterei zum lezten Sturm herangeführt. Jeder der Schweizer sticht, schlägt, schießt, obgleich mit Wunden bedeckt, knieend, schon liegend, halbtodt, die schweren Pfeile aus dem eigenen Fleisch reißend und zur Waffe brauchend, bis zum lezten Lebenshauch, so daß nach zehnstündigem Gefecht alle Schweizer todt oder zum Sterben verwundet, und das Schlachtfeld mit 8000 Franzosen und 1100 Pferden bedeckt war. Neun und neunzig Schweizer, von ihren Waffenbrüdern durch die Flammen getrennt, wurden in dem Gewölbe des Kellers viele Wochen nach der Schlacht, an der Mauer stehend, wie gedörrte Mumien gefunden. Nur sechszehn

Schweizer, welche gleich bei dem Übergang über die Birs gewichen waren, blieben übrig und wurden in ihrer Heimath als Feige aller bürgerlichen Ehren verlustig erklärt.

Burkhard Mönch, einer der Hauptunterhändler des Kriegs gegen die Eidgenossen, ritt nach der Schlacht mit Andern über die gewaltigen Leichname der erschlagenen Schweizer einher. Beim Anblick des Todeskampfes des Urner Hauptmannes Arnold Schick rief Mönch auflachend unter seine Begleiter: „wir baden heute in Rosen." Der sterbende Held schleuderte ihm mit den Worten: „friß eine der Rosen!" einen Stein so heftig ins Gesicht, daß Mönch zu Boden sank, und am dritten Tage nachher starb.

Alle feindlichen Heerführer und Räthe und alle Mitglieder des damals zu Basel versammelten Konciliums stimmten in Bewunderung der schweizerischen Helden überein, verbreiteten ihren Ruhm in die fernsten Lande, und der Dauphin anstatt weiter in die Schweiz vorzurücken, zog über das Elsaß nach Haus, und machte im Oktober desselben Jahres mit den Eidgenossen einen für sie ehrenvollen Frieden.

Diese Erfahrung des Muthes und der Tapferkeit der Schweizer bestimmte den König Ludwig XI., im Jahr 1474 ewigen Frieden und ein Bündniß mit den acht alten Kantonen zu errichten, und ihnen beträchtliche Jahrgelder, Friedens- und Bundesgelder genannt, zu entrichten. Seit dieser Zeit bis 1792 standen fast be-

ständig viele Schweizerregimenter im Solde Frankreichs.

Auf dem Schlachtfeld von St. Jakob erhebt sich ein würdiges Denkmal. Man reichte mir einen Becher dunkelrothen Wein, der auf diesen Fluren wächst und seit jener Zeit Schweizerblut heißt. Ich brachte den Helden eine fromme Libation.

XIV.

Das republikanische Krähwinkel.

> Kaum also war der Doktor Strauß
> Berufen zum Katheder,
> Da brach ein Zetermordjo aus,
> Der Junker zog vom Leder,
> Die Pfaffen sangen Chor dazu,
> Die Eulen schrieen: „Hu, hu, hu
> Der Satan wird Magister,
> Die Religion ist in Gefahr!
> Man will den alten Glauben,
> Darauf man schlief dreihundert Jahr,
> Dem Zürivolke rauben."
>
> Die Straußiade, ein Heldengedicht.

Jeder Kanton hat sein spezielles Schilda oder Krähwinkel, aber die gesammte Eidgenossenschaft hat das gemeinschaftliche Eigenthum der Krähwinkelei und Philisterei in Zürich. Die lieben Leute haben in fünfzig Jahren der Zivilisation Gewalt angethan und bei der Arbeit sich zu bedenken vergessen. Man urtheile nun.

Es sind kaum vier Dezennien, daß der Magistrat in Zürich dem Landvolk erlaubte, sich eigenhändig Stiefeln zu machen und Kattun zu färben. Man war damals wahrhaftig naiv genug, solche Gunst, welche am Ende doch nur die Franzosen diktirten, einen Fortschritt der Zivilisation zu nennen, und meinte mit gnädigem Lächeln, mehr könne die leidende Menschheit von dem Patriziat nicht verlangen.

Nach der Erlaubniß, Stiefel und selbstgefärbten

Kattun zu tragen, kam die Erlaubniß auszugehen. Und die Bauern vom See gingen bis in die Stadt, und sezten sich ganz dreist auf die alten Schöppenstühle. Und sie verlangten Repräsentation und Gleichheit der Rechte, und sie schleiften die Wälle und die Mauern, und stifteten eine Universität, und bauten, was ehedem verpönt und gottlos war, gar ein Theater.

Das sind nun bald zehn Jahre, daß das Regiment der Zöpfe gestürzt wurde, und es begann ein Regiment der Köpfe, welches versuchte, Kirche und Schule vernünftig aufzuklären. Ein Kreis edler Männer trat an das Ruder der Regierung, welche mit hoher Kraft die Jugend für die Wissenschaft, Wahrheit und Freiheit bildeten. Licht drang in die Finsterniß, und wunderbar schnell blühte Stadt und Kanton zu regem Leben auf. Die Stadt vergrößerte und verschönerte sich, der Handel wurde lebhafter, das Bürgerthum erstarkte zu politischer Vernunft, und eine mit hellem Sinn geleitete Universität brachte Aufklärung oder doch wenigstens Dämmerung in die verfinsterten Köpfe. Was Zürich noch gegenwärtig Sehenswerthes besizt, das sind die Denkmäler jener glänzendsten Periode seiner ganzen Geschichte.

Sie war für diese Stadt zu gut und zu schön; lange gönnt Gott kein unverdientes Glück. So geschah es, daß für den Lehrstuhl der theologischen Dogmatik ein Doktor nöthig war. Die Männer, die im Rathe saßen, und, wie sich allweg gebürt, darüber entschei-

den, waren Männer, eben nicht vom Antichrist, doch guter Weise auch keine Kopfhänger und Frömmler. Sie dachten, Zeit wird es, daß frisches Blut den Körper belebe. Und Dr. David Strauß sollte der Arzt sein. „Er komme und sage frei, wie's mit dem Testamente stehe, denn ewig bleibt, was wahr ist. Hat er Recht, so darf vor dem Recht eine Republik am wenigsten zagen, hat er Unrecht, nun so mag es offen hier zu Tage kommen, der Streit prüft und stärkt die Geister." So wurde Strauß zum Professor der Dogmatik ernannt. —

Der Fanatismus brach los, und die ihn zündeten und schürten, das waren die, denen es im neuen Lichte nicht wol gewesen. Ein glückliches Kleeblat, wie es kaum ein anderer Acker hat, Bluntschli, Rahn, Bleuler, Hürlimann. Sie hielten Volksversammlungen am See, Zürichs Seelenheil zu retten.

Die Züricher Herren schlugen vor dem Gottesgericht Chamade. Zuerst beschloßen sie: „daß der Dr. Strauß einstweilen zu Hause bleibe", und auf wiederholten Glaubenssturm: „ihn ganz zur Ruhe zu setzen."

Zu dieser Zeit kam ich nach Zürich. Die Strußen und Antistrußen saßen noch tüchtig an einander, und man durfte nur des Abends in das Café Safran gehen, um zu merken, daß der Hund noch hinter dem Ofen lag. Der Major Übel, der nun am Fuß des Atlas schläft, war da ein täglicher Gast, und wäre es nach seinem Kopf gegangen, so säße der ängstliche Bürger-

meister Hirzel noch heute fest auf seiner sella curulis, mit der er damals gleich einer Schaukel in der Luft herumfuhr.

Damals saß auch die Tagsatzung zusammen und lukubrirte über die Walliser Frage. Mich ergözte zumeist der An- und Abzug der Repräsentanten. Ein Jeder erscheint zu Fuß, hinter ihm zwei Huissiers, gekleidet in die Farbe ihres Kantons. Der Weg in den Sitzungssaal führt am Wachhaus der Züricher Stadtgarde vorüber, die in ihrer zeisiggrünen Uniform ins Gewehr tritt, und mit Trommelwirbel den Deputirten salutirt. Bei den Berathungen spricht Jeder in seiner Landessprache, wodurch ein Wechsel entsteht, der sich Anfangs ganz komisch zuhört. Würde und ruhiger Anstand beherrschen die Versammlung; doch kommt es oft zu stürmischen Debatten. Parlamentarischen Takt und Gesundheit politischer Grundbegriffe könnte besonders jede deutsche Kammer mit großem Nutzen studiren.

Öffentliches Leben ist in Zürich kein anderes, als was die Fremden den Sommer über etabliren. Auch das Familienleben soll sehr beschränkt und gezwungen seyn. Das Vermögen bildet die Grade der Gesellschaft. Es wäre eine Unehre, wenn ein Mensch, der hunderttausend Gulden reich ist, mit einem, der nur den fünften Theil hat, Umgang pflöge; eine Unehre, wenn er unter seinem Stande, das heißt, unter seinem Gelde sich verheirathete. Man weiß genau, wie viel Geld ein Jeder und noch viel genauer, wie viel er

Schulden hat, und ich möchte Keinem rathen, mit Wissen des Publikums mit Jemanden zu verkehren, der, wie manche Großstädter in Deutschland und Frankreich, weniger als Nichts besizt; denn das Talent, die Kunst, die Wissenschaft gelten bei den Züricher Kapitalisten Nichts, weil sie nicht gemünzt sind.

Man glaube nicht, die Universität werde diese zähen Krämerseelen geschmeidiger machen. Sie ist ihnen eine Last, die um so schwerer drückt, je mehr sie ihre Eitelkeit verlezt; denn ihr ganzes Lehrerpersonal besteht zu drei Viertheilen aus Deutschen, ohne die, beiläufig gesagt, noch viele Jahre lang keine Schweizer Universität bestehen kann. Die armen Professoren haben übrigens eine traurige Existenz, schlechte Bezahlung ohne Garantie für ihre Stelle, Undank, und Mangel jedes andern wissenschaftlichen Umgangs, als unter sich selbst. Daran lag es auch, warum Hr. Schönlein Zürich verließ. Bern ist weit vorzuziehen, es fängt da doch an zum Lichte aufzudämmern, und es findet sich Interesse an der schönen Sonnenseite des Lebens. Bedächten doch unsere deutschen Regierungen häufiger die Strafen eines Schweizerasyls, sie würden gewiß freigebiger mit der Amnestie seyn. —

Hier ist der Ort, von einer nicht sehr beachteten, aber sehr gewaltigen Einwirkung zu reden, die Deutschland auf die Schweiz ausübt: von der eingewanderten deutschen Wissenschaft. Schon in den Zwanziger Jahren hatten sich deutsche Flüchtlinge und Unzufriedene

nach der Schweiz gezogen und daselbst Lehrstellen verwaltet, besondes war Basel — damals der liberalste Stand — eine Freistatt für mehre bekannte Namen. Aargau, Graubünden und Zürich beherbergten Andere, und waren es auch nur vereinzelte Erscheinungen, so hatten sie doch die zerrissene Bekanntschaft wieder angeknüpft. Als dann die Gründung der Hochschulen Zürich und Bern, die Umgestaltung des mittlern und niedern Schulwesens einen Strom von Deutschen hereinrief, traten diese bereits nicht mehr als vollkommene Fremdlinge auf. Diese zweite deutsche Einwanderung ist entscheidend in der Geschichte von Deutschlands Verhältniß zur Schweiz; denn die Wirkung dieser Kolonie ist eine bleibende. Schon jezt hat sie reichen Samen ausgestreut, der eben so sicher aufgeht, als das junge Geschlecht heranwächst; sie hat in Hörsälen und Schulzimmern, bei Festen und dem täglichen Verkehr eine stille Eroberung begonnen, die ihren Lauf vollenden muß, weil sie in natürlichen Verhältnissen begründet ist. Dies so sehr, daß sie auch durch eine Reihe ungünstiger Umstände, die sie von verschiedenen Seiten anfeindeten, nicht wesentlich beeinträchtigt wurde. Wenigstens bewies es geringe Gesittung und nationalen Eigendünkel, daß die Deutschen vielfach angetastet und gegen rohe Angriffe nicht geschüzt wurden, selbst von solchen nicht, die die Vortheile ihrer Anwesenheit einzusehen geistig befähigt waren.

Die Deutschen haben es in der Schweiz redlich

erfahren, daß apostolische Sendungen keine Lustpartieen sind. Sie konnten es auch beim besten Willen Niemanden recht machen. Die Aristokraten verziehen es ihnen nie, daß sie von den Radikalen berufen waren, und zwar mit der Tendenz, die Jugend radikal zu erziehen. Das festtägliche Gewand, womit die Züricher Stadtbürger den Stiftungstag der Hochschule begingen, war der Anfang einer Reihe entsprechender Demonstrationen von Seiten der Zürcherischen Aristokratie. Auf der andern Seite war es den Deutschen auch nicht möglich, sich mit den Radikalen zu stellen; denn weit entfernt, die Schutzredner und Kameraden dieser Partei zu machen, hielten sie sich fast ohne Ausnahme ausserhalb des Parteilärms, und schlossen sich in geselliger Hinsicht eher an die Aristokraten an. So wurde die Liebe der Radikalen bald zum Gegentheil; sie haßten und verachteten diese „Zöglinge des Absolutismus" die im gelehrten Schafstall für alle Grundsätze richtiger Politik taub geworden seien, die mit abgeschmackter Bigotterie an den Vorurtheilen von Religion, Sittlichkeit und Anstand haften.

So mußten sich also die Deutschen und müssen sich noch jezt in der Gegenwart mit dem schönen Lande trösten, und mit der dankbaren Liebe, die ihnen das unverfälschte Herz der Jugend darbietet und mit der Überzeugung, daß ihr Aufenthalt die Wissenschaft und die Erziehung, das gesellige und das politische Leben wesentlich umgestalten werde. Ein Trost wäre ihnen zu

gönnen gewesen, und ihn zu spenden jezt noch Zeit, die Theilnahme Deutschlands. Aber sie sollten auch darin Ergebung lernen; indem sie das entfremdete Land zum Wohnort wählten, wurden sie selber fremd, und die Verbote Deutschlands gegen die jungen Hochschulen brachten die deutschen Lehrer dort um einen großen Theil ihrer Wirksamkeit, der um so schöner gewesen wäre, als es sie in lebendiger Verbindung mit Deutschland erhalten hätte. Wenn jene Verbote damals durch die Fehlgriffe der neuen Schweizerregierungen gerechtfertigt wurden, so ist das nun vorüber und das Urtheil Derer, die durch eigene Anschauung das Wesen dieser Freistaaten kennen gelernt haben, ist so ziemlich darin einstimmig, daß sie wohl gut sind für den, der ihnen von Jugend auf angehört, aber an eben so starken Mängeln leiden, wie irgend ein Staat. Darum wäre eine Aufhebung des Verbots ganz in der Ordnung *).

Auf einer der köstlichen Villen, welche das Seegestade schmücken, lernte ich in der Familie eines jener wenig Aufgeklärten ein Mädchen kennen, die das Schnarren des „wüsten“ Dialekts so trefflich überwunden hatte, als die spießbürgerliche Engbrüstigkeit ihrer Mutterstadt. Wir sprachen so viel von den geselligen Freuden, daß ich bald vergaß, nach den hiesigen zu fragen.

„Müssen Sie mich denn daran erinnern?“ sagte sie mit dem Tone des Vorwurfs. „Sie werden genug

---

*) Ist in neuester Zeit endlich geschehen.

haben, wenn ich Ihnen sage, die Herren dürfen nicht mit Damen zusammenkommen, und allein langweilen sie sich oder spielen Karten."

„Ja", fragte ich, „gibt es denn keine Zirkel, keine Soireen, keine Kränzchen und Feste?"

„Es gibt ihrer, aber nur männliche und nur weibliche, die nach Stand und Alter eingetheilt werden. Keinem Mann ist es erlaubt, in einen Damenzirkel zu gehen, bis er Bräutigam eines Mitglieds ist, und in diesem Fall ist er der Einzige seines Geschlechts in der Versammlung und empfindet tödtliche Langeweile."

Das schöne Geschlecht ist in der Republik Zürich zwar nicht weniger liberal als anderswo, wenigstens liest es eben so viel galante Romane als anderswo, ist eine Polenfreundin, singt den Freiheitsmai und die Marseillaise; dessen ungeachtet steht es unter strenger Vormundschaft, und muß Tag und Nacht darauf denken, seinen guten Ruf zu bewahren.

„Ich bitte Sie", sagte mir einmal eine andere Züricherin, „kommen Sie nur des Abends zu uns, damit Sie Niemand sieht. Wir Mädchen sind gar zu sehr der Kritik ausgesezt."

Ich glaube, die schönen Republikanerinnen wären im Stande, des Nachts einen lieben Freund bei sich zu behalten, aus Furcht, ihrem guten Rufe zu schaden.

Inzwischen ist nicht in Abrede zu stellen, daß die ganze Thalgegend von Zürich ein „parc aux cerfs" ist, worin Dianas Nymphen ihren Endymion suchen. Es

existirt eine Polizeiverordnung, die allen honneten Frauenzimmern befiehlt, Abends, selbst wenn der Mond scheint, mit Laternen auszugehen, um sich den demokratischen Kreuzzugrittern von Ferne schon zu legitimiren. Ein Mädchen ohne Laterne ist ein professor extraordinarius der freien Künste, besonders der Experimentalphysik, von der Voltaires Magister Penglos spricht.

Mit der politischen Ehre ist es accurat so beschaffen, wie mit der zarten weiblichen, doch mit dem Unterschied, daß man sich keiner Laterne bedient und gesetzlicherweise im Finstern tappt. Von Kindesbeinen an muß man zu einer Fahne halten, zuerst zur Zunftfahne, dann zur Schützenfahne und zulezt zur Parteifahne. Wehe dem, der ein Aristokrat, ein Krähwinkler, ein Schöppenstädter ist, wenn er sich zur Klasse der Reformer, der Aufklärer oder gar der Kosmopoliter verirrt. Es wird sein Privatmensch wie Marsyas geschunden, wie Sanct Sebastian mit Journalbolzen zerpfeilt. Der politische Heiland, der Glaube an ein System oder der Eigennutz hat die Herzen der Menschen geschieden, dahin die Böcke, dorthin die Schafe gestellt. Und jede Gattung hat ihren Stall, ihre Waide, oder, wie man es gewöhnlich nennt, ihren Sammelplatz und ihre Hütungen. Das Alpenhorn ist aus den Händen der Kuhhirten in die der Diplomaten gewandert und keiner kann es blasen.

Ich glaube, der Wolstand hat hier die Menschen alle zu Egoisten und Misanthropen umgeschaffen, jeden

nach Verhältniß seiner Stellung und Geldbörse, aber nur die Männer, welche roh, ungebildet, ungenießbar, ächte politische Kannengießer sind, und weder für schöne Literatur, noch für schöne Künste, nicht einmal für das schöne Geschlecht was übrig haben. Gleichwohl hat in Zürich Salomon Geßner Idyllen und Lavater Schweizerlieder mit seiner Physiognomik gedichtet; auch hie und da ein Maler mit fremdem Geld sich hervorgethan. Ich sage, mit fremdem Gelde, denn müßte ein Schweizer Genie von den Schweizern leben, oder blieben die Reisenden einmal zehn Jahre aus, so hätten sich alle Landschafts-, Genre- und Kostümmaler aus Verzweiflung längst aufgehängt. Von Genf abstrahire ich; da war von jeher Sinn für das Edle und Schöne zu Haus.

Eben nicht liebenswürdig sieht es aus mit der Presse. Ich mag die Journalisten so wenig mit glacirten Handschuhen als mit ungewaschenen Händen. Die Presse all dieser Republiken bereitet ihre Gedanken in so ungenießbarer, ungeschmeidiger und pöbelhafter Sprache, daß dieser politische Cynismus ganz widerlich wird. Es fehlt nicht an Männern, die es gut meinen, aber es fehlt an zweckmäßigen Organen. Als die Schweiz Schriftsteller hatte, ermangelte sie der Freiheit, jezt, da sie das Volk und die Regierungen geneigt findet, zu hören, fehlen ihr die Schriftsteller.

Und doch ist es leicht, ein politischer Schriftsteller zu werden, da die Franzosen mit einer Duodez-

bildung und einer Idee von Wissenschaft und Kunst es bis zu großen Diplomaten bringen.

Da ich nun einmal bei den Politicis bin, so will ich nicht eher davon Abschied nehmen, bevor ich einen Blick in die Staatswirthschaft des Kantons Zürich warf, die unter geringen Modifikationen mit den andern Kantonen von gleichem Zuschnitt ist. Die Republik hat — Glück und Unglück — keine Schulden, sie besitzt sogar ein bares Vermögen an Kapitalien, verkauften Domänen, verkauften Zehnten und Bodenzinsen von beiläufig sechs Millionen Schweizerfranken. Hievon kommen die Zinsen sowol als die sämmtlichen Gefälle von noch unveräusserten Domänen, Forsten u. s. w. dem Finanzbudget zu gut, und decken mit Einrechnung der Erwerbsquellen der Republik an Regalien, als da sind, Holz- und Salz-Monopol, Münz- und Postwesen, die Hälfte der sämmtlichen Staatserfordernisse, welche, nach dem veröffentlichten Ausgabebudget 1,282,200 Franken betragen. Es bleiben somit nicht mehr als etwas wenig über 600,000 Franken zur Besteurung übrig.

Es fragt sich nun, wie und von wem erhebt die Regierung diese Summe? denn es läßt sich denken, daß jeder Bürger des Landes sich nach Kräften sträubt, Abgaben von seinem Grund und Boden, von seinem Hause oder Gewerbe zu bezahlen. Die Volksvertreter stimmten für indirekte Steuern, so weit es möglich, damit auszulangen, und siehe da, sie langten wirklich damit aus, ohne mehr als eine Ungerechtigkeit zu

begeben: die Besteurung der Reisenden. Ja, die Reisenden müssen der Republik Zürich den zwölften Theil ihrer Staatsausgaben und den fünften Theil der eigentlichen Steuern durch eine den Gastwirthen besonders aufgelegte Abgabe entrichten. Indirekte Abgaben sind ferner: alle Wegzölle, Brücken- und Viehzölle, die Luxussteuer, der Stempel, das Patentwesen, der Militärpflichtersatz, die Abgaben von fremden Weinen und Mineralwassern.

Im Fall all diese Objekte nicht zur Deckung der Budgetausgabe zureichen, oder diese leztere durch ein besonderes Ereigniß, wie Krieg und Unglücksfälle, vergrößert wird, so schreitet ausnahmsweise der große Rath zu dem äussersten Mittel und schreibt eine Vermögens-Steuer aus, aber beileibe keine Grund-, Klassen-, Kopf-, Wein-, Mehl-, Schlacht-, Gewerb-, Mauth-, Mobilien- oder Fenster- und Thüren-Steuer. Diese gelten für anerkannt parteiische und der Freiheit und Gleichheit widerstreitende Tribute.

Die Vermögenssteuer wird auf ganz einfache Weise umgelegt. Jederman erhält einen gedruckten Zettel, worauf die Worte stehen: „Ich unterzeichneter Bürger bekenne bei Ehre und Gewissen, daß sich mein dießjähriges Einkommen nicht höher beläuft, als so und so viel Gulden, und ich darnach versteuern will nach Verhältniß.“ Da die Quoten gewöhnlich äusserst gering ausfallen, so hält es selten Jemand der Mühe werth, sich ärmer zu machen, als er ist, im Gegentheil, Man-

cher will gern für reicher gelten und thut Etwas pro patria aus Eitelkeit, um sich nicht von Experten werthen zu lassen, wie es bei Widerspenstigen geschieht.

Und das ist das ganze Geheimniß des Züricher Finanzwesens bezüglich der Einnahmen. Die Titel der Ausgaben erscheinen dagegen in großem Maßstabe.

Da sind zwei Bürgermeister, als oberste Chefs der Republik, siebenzehn ordentliche Regierungsräthe, eine besondere Domänenverwaltung, ein besonderer Kriegsrath, besonderer Gesundheitsrath, besonderer Kirchenrath, besonderer Erziehungsrath, besonderer Rath des Innern, besonderer Finanzrath und noch einige Räthe, sämmtlich mit den zugetheilten Direktoren, Inspektoren und Kanzleigefolge, in Allem ein mehr als doppelt so großes Personal, als es eine dreimal so große königlich büreaukratische Regierung zu haben pflegt, die ihr Regiment auf mehr denn 200,000 Einwohner ausdehnt.

Rechnet man hiezu noch eilf Bezirks- oder Kreisverwaltungen, 26 Bezirksräthe und 119 Polizeibediente unter dem Namen „Landjäger", welche in Stadt und Dorf durch Kommunalbeamte genügend ersezt werden können, so wird man sich nicht wundern, wenn ich sage, daß dieß Verwaltungspersonal über 200,000 Franken kostet, und daß gleichwohl kein einziger Beamter den dritten Theil des Gehaltes bezieht, welcher in Deutschland ihren Kollegen zugewendet wird. Die höchste

Besoldung eines Regierungsraths ist 1400 Schweizer Franken.

Noch zweckwidriger ist die Oekonomie in den Abschnitten von Gerichts- und Unterrichtswesen, wo doch offenbar nicht auf Privatgeschäfte und besondere Einkünfte der Angestellten Bedacht genommen werden kann. So bekommen die Dorfschullehrer nur 100 Franken jährlich und für die Universität ist in Bausch und Bogen, also für sämmtliche Professoren und Angestellte, nicht mehr als 23,000 Franken ausgeworfen.

Dagegen möchte ich das Militärwesen des Kantons Zürichs allen Ländern des Kontinents wünschen, es ist sehr unansehnlich, sehr wohlfeil und genügt vollkommen, um innerhalb acht Tagen eine wolorganisirte, der Bevölkerung entsprechende Macht aufzustellen. Es ist dem preußischen Landwehrthum analog. Die Kadres bestehen blos im Stab, und alljährlich übt sich ein Theil der Mannschaft. Stehende Truppen werden für ganz überflüssig gehalten.

Die Herrn Füßli und Hirzel, welche als Glaubenshelden dem Kreuzzug gegen die Strußen voranschritten, haben der Geistlichkeit in neuester Zeit einigen Einfluß zurückgegeben. Sie ist zalreich und schlecht besoldet.

An einer geregelten Polizeiverwaltung fehlt es dem Kantone ganz. Die Regierung findet es, wie es scheint, in der Ordnung, daß sich, wer nur immer kann, an den Fremden erholt und hält es für ungerecht,

die Wirthe, Kutscher, Schiffer und Führer einer zweckmäßigen Tax-Ordnung zu unterwerfen, oder durch Staatsunternehmen auf mäßige und fixe Preise zurückzuführen. Was diesen Punkt betrifft, so hat bis jezt einzig und allein der Kanton Bern den Muth gehabt, sich für die Ausländer zu verwenden, und man ist dadurch wenigstens in den Stand gesezt worden, die Größe seiner Ausgaben selbst zu bestimmen, und die Rechnung ohne den Wirth zu machen.

Genug der Politik; um keine kümmert man sich ohnedies in Deutschland viel, am wenigsten um die der Schweiz. Doch wohl verdiente sie es, denn bei allem Tadel könnten wir Manches lernen, hauptsächlich Theilnahme und Interesse an den Regierungsweisen, unter welchen wir leben.

Da fällt mir eine Dame ein, deren Gedächtniß ich wol einige Zeilen schuldig bin, und für welche ich ein großes Publikum erwarten darf, Frau Charlotte Birch-Pfeifer. Wer hätte nicht von ihr gesehen und gehört, von diesem weiblichen Proteus der Dicht-, Schauspiel- und Regierungskunst? Gerade in lezterer Eigenschaft ist sie ein Muster für jede Hofintendanz, die Verstand und Geschmack und Oekonomie bei ihr lernen kann. Lebhaft spielte ich mir Pfefferrösel und den Freiknecht Hincko in der Erinnerung ab, und trat verehrungsvoll den Weg zur Verfasserin an. Sie war aus der Stadt gezogen, und machte in Wellishofen, einem Dörfchen am Seeufer, behagliche Villegiatura.

Ich landete und ein netter Schweizerbue, der meine Absichten errathen mochte, leitete mich unaufgefordert in das Sanssouci der Frau „Birch-Pfeifer" — ein schmuckes einfaches Bauernhaus, nach Landessitte gebaut, mit Schober und Gallerie, am Fuß des Lüdliberges, dessen lezter Abhang in grünen Wiesenmatten zum See sich senkt und natürliche Terrassen bildet, von wo sich ein unbegreiflich schönes Panorama über die Nähe und Ferne bietet. Ein wolgepflegter Garten schließt sich in weiter Ausdehnung längs des Ufers an das Haus. Die ich suchte, war im Bade und mich empfingen zwei junge Damen, die mit Rollen in der Hand sich als Scholare der Altmeisterin ankündigten. Die Dramaturgik der Frau Birch-Pfeifer hat unserer Bühne schon manches hübsche Talent aufgezogen. Mitten unter das Geplauder, worin ich mich ungesäumt verstrickt hatte, trat sie selbst, zwar keine Anadyomene, aber eine stattliche Frau von junonischem Wuchse, mit der hohen Stirne und dem sinnigen Auge der liebsten Tochter Jupiters begabt. Freilich schien bereits die Zeit ihr zerstörendes Werk beginnen zu wollen, allein noch immer hatte sie mit schüchterner Furcht vor dem Frevel, den sie begehen muß, länger, als sonst gewohnt, gezögert. Die Lippen haben ihr Apoll und Minerva entsiegelt, denn der Redefluß strömt überschwenglich. Sie spricht mit praktischem Verstand, gekleidet in das bunte Kolorit der Poesie. Ihre dramatische Sprache mahnt an die Schauspielerin. Aber alle Achtung dem

Wirkungskreis, welchen sie sich auf so undankbarem Boden einzig und allein durch die geistige Behäbigkeit, worin sie unübertroffen ist, verschaffte. In einer Stadt von nicht mehr als 20,000 Seelen hat sie eine Bühne hergestellt, die sich den bessern in Deutschland an die Seite setzen darf, und das Publikum in ein Bündniß mit dem Institut gebracht, welches ihm zu mehr als Gewohnheit, zum geistigen Bedarf geworden ist. Frau Birch-Pfeifer hat sich ein Auditorium herangebildet, und gezeigt, daß mit dem schwierigsten von allen Deutschen bei gutem Willen, klugem Benehmen und eigenem Sinn für das Schöne mehr zu erreichen ist, als mit einem jahrelang gepflügten und gedüngten Acker, wohin man Spreu statt kräftigen Samens streut. Das neue orthodoxe Regiment mag der guten Frau wol mehrmal einen Stein in den Weg legen. Wenigstens hat es vor Kurzem bei der improvisirten Maske eines gedienten Schauspielers gezeigt, daß es von jener griechischen Philosophie weit entfernt ist, welche mit größter Ruhe des Gemüths im guten und schlimmen Gewande ihr eigenes Bild auf der Bühne wiedersah. Herr Hürliman war am wenigsten der Mann, einen Garrikstreich, sei er auch noch so genial, zu vergeben.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Musenstadt	1
2.	Ein Abend bei Tieck	13
3.	Der Verstorbene und seine Residenz . .	32
4.	Priesnitz und Gräfenberg	51
5.	Spaziergang in Prag	113
6.	Reliquien von Weimar	130
7.	Ein Nürnberger Bilderbogen	144
8.	Ein Besuch in der Walhalla . . .	157
9.	Ernst Moritz Arndt	174
10.	Justinus Kerner	185
11.	Auf dem Hohenstaufen	195
12.	Am Rheinfall	198
13.	Ein Schweizer Schlachtfeld	212
14.	Das republikanische Krähwinkel . . .	219

Gedruckt bei Blum & Vogel.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherer, Hermann

Bunte Bilder aus dem Wanderleben

Bd.: 1

Stuttgart ; Wildbad (1842)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/97.1977-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11072994-6